Erzählungen

Erzählungen

von

J. D. H. Temme.

Vierter Band:

Ein Christfest. — Wer steht, der sehe zu, auf daß er nicht falle. — Der schwarzweiße Storch. — Die Kinder des Flüchtlings.

Leipzig, 1868.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Ein Christfest.

Weihnachtsheiligerabend!

Es ist auch ein Zauberwort, beinahe wie der Tod. Alt und Jung hat sich auf den heiligen Christabend gefreut, das ganze lange, schwere, saure Jahr hindurch. Wie Mancher sieht auch so nach dem Tode aus, daß er den Schmerz und die Noth nicht blos eines einzelnen Jahres, nein, eines ganzen langen, schweren und traurigen Lebens von ihm nehme. Ein Unterschied ist wohl da: der Tod nimmt dem armen, gequälten Menschen die Noth und den Jammer für immer ab; der heilige Abend führt ihn wieder in ein neues Jahr hinein — wieder der Sorge, der Noth, des Elends, des Jammers?

Aber der Tod bleibt dennoch der traurige, bleiche Gesell und er wird nimmer der Freund des Menschen, und das fröhliche Christfest ist, so oft es auch wiederkehren mag, der freundlichste Tag, der beste Freund, den der Mensch in dem Jahre gehabt hat. —

Ich saß am heiligen Abend bei meiner gewohnten Actenarbeit. Es war noch Morgen, der ganze Tag wird der heilige Abend genannt, um seines Abends willen.

Die Thür meines Arbeitszimmers öffnete sich. Vor mir stand ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, mit blassem, traurigem Gesichte.

„Wohlfahrt?“ mußte ich fragend ausrufen.

„Ja, Wohlfahrt!“ Du kennst mich kaum wieder.

„Wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Die Zeit thut es nicht, Freund. Es sind kaum fünf Jahre, daß wir uns zuletzt sahen. Auch das Alter ist es nicht; aber es giebt andere Dinge in der Welt, die einen in wenigen Jahren, in wenigen Monaten zur Unkenntlichkeit verändern können.“

„Du mußt schwer gelitten haben, armer Wohlfahrt.“

„Warum heiße ich so? Ich meine oft, an dem Namen liege es. Mich hat im Leben nur das Unglück verfolgt.“

Er hatte Recht, der arme, brave Mensch.

„Was ist Dir jetzt wieder begegnet?“ fragte ich ihn.

„Nichts, wenn Du willst. Mein ganzes Leben ist ja einmal verhunzt, und je älter man wird, desto weniger kann man das vermeiden.“

„Du trugst es früher mit einer Stärke des Geistes, die ich oft bewundert habe.“

„Ja, ja, und — verzeihe mir, daß ich so — beinahe wie ein altes Weib — nach so langer Trennung bei Dir eingebrochen bin. Ich bin auf der Durchreise, und da mußte ich mich doch nach Dir umsehen.“

„Ich hoffe, Du bleibst längere Zeit bei mir?“

„Nur eine Stunde.“

„Wohin führt Dein Weg Dich so eilig?“

„Nach Lichtenfels.“

Ich hatte die Antwort erwartet. Ich hatte sie nicht ohne Besorgniß für den alten Mann erwartet.

Er hatte in der That den Namen nicht ohne inneres Erbeben aussprechen können.

In mir war die Erinnerung an ein großes Unglück, an ein entsetzliches Ereigniß wach geworden. Ich wurde besorgt für den alten Freund.

„Du wirst lange in Lichtenfels bleiben?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß es nicht.“

„Du hast Geschwister dort?“

„Ich will nur die Meinigen besuchen.“

„Die Deinigen?“ hatte ich verwundert auf

der Junge. Ich unterdrückte die Frage; aber ich mußte eine andere an ihn richten.

„Man erwartet Dich im Schlosse?"

„Nein."

„Man weiß also nichts von Deiner Ankunft?"

„Man kann sie nicht ahnen. Vor ungefähr drei Vierteljahren schrieb mein Schwiegersohn gelegentlich an mich, ich möchte ihn und die Kinder doch einmal besuchen. Ich nahm die Einladung eben so unbestimmt an, wie sie gemacht war. Jetzt folge ich ihr."

„Ohne Deine Ankunft angekündigt zu haben?"

„Wozu hätte ich es sollen?"

„Du hast auch keine besonderen Geschäfte da?"

„Nein. Aber —"

Er stockte. Er hatte bisher mit großer Ruhe gesprochen. Vielleicht, es schien mir so, mit eben so großem Zwange. Er hatte etwas auf dem Herzen. Mich beschäftigten nur Gedanken; ihm war das Herz voll. Bei den letzten Worten, die er sprach, sah ich es deutlich.

„Du warst lange nicht in Lichtenfels?" fragte ich.

„Seit sechs oder sieben Jahren nicht."

„Und Du hast auch lange keine Nachricht von da?"

„Jener Brief, vor drei Vierteljahren, brachte

mir die letzten. Hast Du etwas von dort gehört?"

„Ich wüßte nicht."

Der Ton meiner Stimme mußte mich verrathen haben, daß ich doch etwas wisse.

„Du wüßtest wirklich nichts?" fragte er.

Ich mußte ihm ausweichen.

„Ich komme nicht hin," antwortete ich ihm. „Sie sind mir zu exclusiv adelig da oben. Darum war ich auch bei Lebzeiten Deiner Tochter nie da, wie sehr ich auch die arme Louise immer liebte."

Er seufzte tief auf.

„Ja, ja," sagte er. „Darum kam auch ich nicht hin. Und darum — Und mein armes, gutes Kind hat immer ihren einfachen bürgerlichen Sinn bewahrt."

„Gewiß," mußte ich aus voller Seele bestätigen.

Aber er kam auf seine Frage zurück. Nicht blos der Ton meiner Stimme mußte ihn neugierig gemacht haben.

„Du wüßtest mir in der That nichts von da oben zu erzählen?"

„Ich könnte Dir nur Gerüchte mittheilen."

„Erzähle mir auch sie."

„Du kommst ja hin."

„Um so mehr. Und zudem, da Du mit Dei-

nen Nachrichten nicht heraus willst, so müssen sie keine angenehmen sein. Da dürfte ich wohl gegen den Freund ein Recht haben, darauf vorbereitet zu werden.“

„Nun denn, man sagt, Dein Schwiegersohn wolle wieder heirathen. Ich weiß nicht, ob es Dir angenehm ist.“

Angenehm war es ihm gewiß nicht. Seine Lippen zuckten plötzlich heftig zusammen; die Stirn runzelte sich.

„Wen?“ fragte er rasch, kurz.

„Ein Fräulein von Landau, wie ich gehört habe.“

Stirn und Augenbrauen zogen sich ihm finster zusammen. Er that sich im ersten Augenblicke keine Gewalt an, seine Bewegung zu verbergen.

„Sie war schon früher bei ihm,“ sagte er.

„Ja.“

„Vor — vor zwei Jahren, bei jenem schrecklichen Ereignisse.“

„Sie war damals im Schlosse gewesen.“

„Ist die Verlobung schon gefeiert?“

„Ich weiß es nicht. Ich muß Dir überhaupt wiederholen, daß ich Dir nur Gerüchte mittheile.“

„Dieses wird wahr sein. Ich zweifle keinen Augenblick daran. Meine arme Louise! Und die

Kinder, meine Enkel! Kann ich sie ihm nicht nehmen? Zu mir? Dürfen sie bei einer solchen Person bleiben? Dulden das die Gesetze? Du bist Jurist. Sprich!"

Er war sehr aufgeregt geworden.

„Nach den Gesetzen," antwortete ich ihm, „müssen die Kinder bei dem Vater bleiben; gegen die Ehe kann Niemand etwas haben."

„Niemand?" fuhr er auf. „Gegen die Ehe nicht?"

„Und was sollte man gegen sie einwenden können?" fragte ich.

Er antwortete auf die Frage nicht. Aber etwas Anderes mußte er mir sagen, und es war noch nicht das Rechte, das er auf dem Herzen hatte.

„Weißt Du, warum ich mitten im Winter und in meinen alten Tagen diese beschwerliche Reise gemacht habe?"

„Und warum?"

„Um meiner Enkel willen. Die beiden Aeltesten habe ich seit den sechs oder sieben Jahren, da ich zuletzt da war, nicht gesehen und den Kleinsten kenne ich noch gar nicht. Das Aelreste ist ein Mädchen. Sie war ein so reizendes Kind von sechs Jahren damals. Der Knabe war an=

derthalb Jahre alt, das Bild eines frischen, derben Jungen. Sie standen dieser Tage auf einmal vor mir, als ich überall die Vorbereitungen zum Christfeste sah; ich hatte eine unwiderstehliche Sehnsucht, sie heute Abend in ihrer Christfreude zu sehen. Und nun bringst Du mir diese Nachricht. Daß meine Tochter nicht da war, mein eigenes Kind, die Mutter der Kleinen, der Gedanke that mir schon weh genug. Aber nun soll ich sie an ihrer Stelle sehen, als die Hausfrau, als die Mutter der Kinder! — Ach, ich kehre wieder um; ich fahre nicht hin —"

Ich erwiederte ihm nichts.

Er sah vor sich hin. Auf einmal fuhr er wieder auf, und nun kam, freilich nur noch immer nach und nach, Alles heraus, was er auf dem schwer gedrückten Herzen hatte.

„Und doch! Gerade darum! — Freund, wirst Du mir aufrichtig, völlig aufrichtig ein paar Fragen beantworten?"

Er sah mich fast ängstlich gespannt an.

„Frage," sagte ich ihm.

„Es sind zwei Jahre her, als das Feuer war?"

„Es wurden zu Anfang dieses Winters zwei Jahre."

„Es wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet?“

„Wegen des unzweifelhaft angelegten Feuers sowohl, als —“

„Sprich es aus! — als wegen des Todes meines Kindes, meiner Tochter!“

„Ja, auch deshalb. Es war eigentlich die Hauptuntersuchung.“

„Und Du selbst warst Inquirent?“

„Ich habe die Untersuchung geführt.“

„Ohne Resultat?“

„Ohne Resultat in Beziehung auf den Tod Deiner Tochter. Ich gab mir Mühe genug.“

„Auch Du hattest also Verdacht genug?“

„Dem Inquirenten drängt sich nur zu oft im Anfange einer Untersuchung ein unbegründeter Verdacht auf.“

„Du bist doch nicht offen gegen mich.“

„Warum sollte ich Dir bloße Gerüchte und Vermuthungen mittheilen, die durch die sorgfältigste Untersuchung dem unparteiischen Richter sich als unbegründet erwiesen, die aber bei Dir, dem Vater, immer einen schmerzenden Stachel zurücklassen würden?“

„Ach, meinst Du, den schmerzenden, ewig stechenden Stachel hätte ich nicht schon ohnehin

tief in der Brust sitzen? Aber das Vaterauge kann auch wohl wirklich einmal schärfer sehen, als das unparteiische und geübte Auge des Inquirenten —"

„Nein, nein, alter Freund! Laß ruhen, was todt und begraben ist." —

Er gab nicht nach.

„Wohl. Aber so theile mir mit, was sich als das Resultat Deiner Untersuchung herausgestellt hat. Das wirst Du dürfen."

„Ich würde es dürfen. Allein wozu?"

„Ich weiß von dem Ereignisse nur, was damals die Zeitungen darüber brachten. Mein Schwiegersohn hatte mir nur Weniges darüber geschrieben. Er sei zu sehr angegriffen, schrieb er in dem ersten Briefe, als er mir den Tod seiner Frau anzeigte; er werde mir später ausführlicher schreiben. Später schrieb er gar nicht mehr darüber, und — Ja ich will, ich muß Dir Alles sagen. Ja, der schmerzlich stechende Stachel sitzt einmal in der Brust. Ich hatte von Anfang an einen entsetzlichen Verdacht. Er hat mich keinen Augenblick verlassen. Er ist es, der mich jetzt nach Lichtenfels treibt. Ich muß klar sehen, mit eigenen Augen. Ich werde es. Wenn ich zwischen sie trete, auf einmal, urplötzlich, unerwartet, vielleicht gerade in dem Augenblick jener Verlobung

— o, möchte sie heute sein, gerade heute an dem heiligen Abend! Ja, mein Freund, Du magst ein klares, scharfes Inquirentenauge haben, aber heute Abend werde ich doch klarer, schärfer, mehr sehen, als Du hast wahrnehmen können. Erzähle nur, mein Freund!"

Ein wildes Feuer flammte in den Augen des Greises. Er war so unglücklich. Er war es sein ganzes Leben lang gewesen.

Ich mußte ihm erzählen. Ich hatte keinen Grund, es ihm zu verweigern.

Ich erzählte ihm Folgendes:

„Zu Ende November vor zwei Jahren," erzählte ich, „kam schon in aller Frühe die Nachricht hierher, daß in der Nacht das Schloß Lichtenfels abgebrannt sei. Man hatte den Feuerschein weit umher gesehen. Einige Stunden später ging bei dem Criminalgerichte die polizeiliche Anzeige ein, daß fast das ganze Schloß niedergebrannt sei; daß man schon während des Feuers die junge Schloßfrau, die Baronin Lichtenfels, vermißt habe, und daß man am Morgen, beim Aufräumen des Schuttes auf der Brandstätte, ihren verbrannten Leichnam gefunden habe. Das Feuer war, aller Wahrscheinlichkeit nach, vorsätzlich angelegt; wie aber die Freifrau in dem Feuer

ihren Tod gefunden, darüber habe sich noch nichts feststellen lassen.

Ich begab mich sofort an Ort und Stelle, um die gerichtliche Untersuchung vorzunehmen.

Das Feuer war in der That vorsätzlich angelegt. Dies wurde durch die Untersuchung unzweifelhaft festgestellt.

Am Fuße des Hügels, auf dem das Schloß Lichtenfels stand und jetzt neu aufgebaut wieder steht, liegt das Dorf Lichtenthal. In dem Dorfe wohnte damals ein alter Bettler, der von den Leuten der Jenaer Johann, auch der Preußen-Johann genannt wurde. Er war in seiner Jugend preußischer Soldat gewesen. Nach der Schlacht von Jena war er, am Fuße verwundet, nach Lichtenthal zurückgekehrt. Es war sein Heimathdorf. Er war bald der Schrecken der Gegend geworden. Da er von Jugend an ein Taugenichts gewesen, hatten seine Verwandten grade darum, um ihn zu bessern, wohl mehr, um ihn los zu werden, ihn unter die Soldaten gegeben. Er hatte freilich auch da nicht gut thun wollen, und nach seiner Rückkehr hieß es allgemein, er habe in der Jenaer Schlacht nicht einmal die Flucht und Auflösung seines Bataillons abgewartet, sondern sei schon gleich zu Anfang des Feuers desertirt, und seinen

lahmen Fuß habe er daher, daß er unterwegs, auf der Rückkehr in die Heimath, mit Anderen marodirt habe und von einer Kugel verfolgender Bauern getroffen worden sei. Ob dem so gewesen, ließ sich nicht ermitteln. Gewiß war, daß der Jenaer Johann — seinen eigentlichen Namen weiß ich in diesem Augenblicke nicht — keine Lust zu irgend einer Arbeit oder Beschäftigung hatte und rund um Lichtenthal herum das Geschäft des Marodirens wieder anfing. Er bettelte bei den Bauern und auf den Gütern; er drohte, wenn man ihm nichts geben wollte; er stahl, wenn er Niemanden zu Hause fand; er drohte wieder, wenn man ihn wegen des Diebstahls anzeigen wollte. Er drohte mit dem rothen Hahn, wenn die Nacht dunkel sei, mit dem Genickbrechen, wenn er Einen einsam im Walde treffen werde. Er drohte lachend, höhnend; er war der schlechte, verwegene Mensch, von dem man Alles erwarten, fürchten konnte. Er mochte in der ersten Zeit, unter den Wirren der französischen Kriege und des Fremden-Regiments in Deutschland, manche seiner Drohungen ungestraft wahr gemacht haben. Später war er allgemein gefürchtet; je älter er wurde, desto mehr. In einem Umkreise von zwei Meilen brauchte er in einem Orte, auf einem

Dorfe, auf einem Gute, in einem Bauernhause sich mit seiner wilden, zerlumpten Gestalt nur sehen zu lassen, um Alles in Furcht und Schrecken zu setzen, und wo er Jemanden mit seinen frechen, trotzigen Augen ansah, da suchte man geschwinde nach dem Doppelten von dem, was man ihm schon von Weitem entgegenbringen wollte.

Dieser Mensch war der Brandstifter von Lichtenfels. Es konnte kein Zweifel darüber sein.

Er war in der letzteren Zeit öfter, als sonst, bettelnd zum Schlosse gekommen. Man hatte ihm weniger, zuletzt gar nichts mehr gegeben. Er hatte laut gedroht, daß man an ihn denken werde. Am Mittage vor dem Feuer war er wieder hingekommen. Man hatte ihn abgewiesen. Der Freiherr hatte es, nach jenen Drohungen, ausdrücklich so befohlen. Er hatte verlangt, den Freiherrn selbst zu sprechen. Er hatte nicht weichen wollen. Man hatte dem Freiherrn Mittheilung machen müssen. Die Familie hatte gerade bei Tische gesessen. Der Freiherr, über die Frechheit des Menschen entrüstet, hatte befohlen, ihn mit den Hunden vom Hofe hetzen zu lassen, wenn er nicht auf der Stelle gehe. Er war gegangen, aber erst, nachdem er mit seinem heisern Lachen laut gedroht hatte: noch heute Nacht soll der rothe Hahn auf

dem Dache von Lichtenfels krähen. Die Leute in dem Schlosse hatte Schrecken ergriffen. Der Schloßherr hatte dazu gelacht.

In der Nacht brannte das Schloß nieder.

Das Feuer war an zwei Stellen zugleich ausgebrochen. An der nordwestlichen Rückseite des Schlosses, in einem dort angebauten Holzschuppen. Der Wind wehte scharf aus Nordwesten, er jagte die Flamme über das ganze Gebäude hin. In dessen Mitte traf sie mit einer zweiten Flamme zusammen, die dort plötzlich oben aus dem Dache emporschlug.

Zu dem Holzschuppen hatte der Verbrecher ohne Mühe gelangen können, und ohne in der dunkeln, stürmischen Winternacht gesehen zu werden. Der Schloßherr hatte zu seiner Drohung gelacht, da hatten auch die Anderen keine strenge Wache zu halten, und wie hätte man die weitläufigen Gebäude gleichzeitig überall bewachen mögen, selbst nur können? So hatte er auch am Ende unbemerkt auf den Boden, unter das Dach des Schlosses gelangen können, wohin Zugänge, allerdings aber mehrere, nur aus dem Innern des Schlosses führten.

Festgestellt wurde, daß er ganz kurze Zeit vor dem Ausbruche des Feuers in der Nähe des

Schlosses gewesen war. Zwei Bauern aus der Nachbarschaft, die ihr Weg noch spät nach Hause geführt hatte, waren ihm begegnet. Er war vom Schlosse hergekommen. Sie hatten ihn deutlich erkannt; er hatte sich auch nicht einmal die Mühe gegeben, sich vor ihnen zu verbergen. Drei Minuten später hatten sie die Flamme aus dem Schlosse aufsteigen sehen.

Der Bettler blieb seitdem verschwunden. Die beiden Bauern waren die letzten, die ihn gesehen hatten. Er wurde verfolgt durch Gensd'armen, durch die Polizei, durch die Bauern, durch Steckbriefe. Man hat nichts wieder von ihm gesehen oder gehört, keine Spur, kein Gerücht.

Die Brandstiftung durch ihn kann nach dem Allem nicht ferner bezweifelt werden."

„Und meine Tochter?" fragte mich mein Freund, der alte Wohlfahrt.

Ich mußte weiter erzählen.

„Der scharfe Wind war, wie immer bei einer Feuersbrunst, heftiger geworden, sowie die Flamme über Haus und Dach sich verbreitet hatte. Er war bald zum Sturme geworden; mit ihm hatten die Flammen gerast. An eine Rettung des Schlosses war nicht mehr zu denken, dachte Keiner. Jeder suchte zu retten, was ihm das Nächste war. Den

Meisten, den Domestiken, war ihr Eigenthum das Nächste. Die Wenigsten konnten auch das retten. Gegen elf Uhr in der Nacht war das Feuer ausgebrochen. Die Mehrzahl der Bewohner des Schlosses lag schon im Schlafe. Sie lagen im ersten Schlafe. Der Feuerruf weckte sie daraus, manche erst das Feuer selbst. Die Verwirrung war eine allgemeine.

Auch der Schloßherr selbst hatte schon geschlafen. Der Feuerruf hatte ihn geweckt. Er war aufgesprungen und hatte nothdürftige Kleidung über sich geworfen. Dann war er erst zu dem Schlafgemach seiner Frau geeilt.

„Louise,“ hatte er, die Thüre öffnend, hineingerufen.

Sie hatte schon vor dem Bette gestanden. Sie war beim Ankleiden gewesen.

„Ich komme,“ hatte sie ihm zugerufen.

Er hatte ihr helfen wollen.

„Ich bin schon fertig,“ hatte sie gerufen. „Nimm die Kinder! Hole nur die Kinder, ich komme Dir im Augenblicke nach.“

Er war zu den Kindern gestürzt. Die Thüre ihres Zimmers hatte er hinter sich offen gelassen. Die Kinder schliefen in zwei Zimmern neben einander; in dem einen die Aelteste allein, in dem

zweiten die beiden Kleineren mit einer Wärterin. Die beiden Kleinen lagen noch in ihrem Bettchen; die Wärterin stand lamentirend vor ihnen; sie hatte den Kopf verloren. Die Aelteste stand bei ihr. Sie war nur halb angekleidet. So war sie aus ihrem Zimmer hergeeilt, um die Wärterin zum Handeln, zum Zugreifen zu drängen. Es war vergeblich gewesen. Sie wollte gerade selbst den kleinsten Bruder aus dem Bette nehmen, als der Vater eintrat. Er riß den Knaben empor.

„Nimm Dein Brüderchen!“ rief er der älteren Tochter zu.

Sie nahm den älteren Knaben.

„Fort!“ rief er dann.

Er ergriff die Hand der ältesten Tochter.

So brachte er seine drei Kinder aus dem Gemache, die Treppe hinunter, aus dem brennenden Hause.

Die Wärterin war ihnen wie mechanisch gefolgt.

„Meine Frau!“ rief er draußen.

Erst draußen, als er die Kinder gerettet, hatte er wieder an seine Frau gedacht. Sie hatte ihm folgen wollen. Er hatte sie nicht gesehen. Sie war auch draußen nicht. Niemand hatte sie gesehen.

Er stürzte in das Haus zurück, sie zu holen. Er eilte zu den Schlafzimmern der Kinder. Dahin hatte sie ihm ja folgen wollen. Sie begegnete ihm auf dem Wege nicht; sie war auch nicht in den Zimmern. Aber das Feuer drang schon in diese durch das Fenster. Er eilte zu dem Schlafgemache der Frau selbst. Er kam zu spät. Rauch und Flamme erfüllten es. Er wollte hineindringen. Es war unmöglich.

„Louise!" rief er hinein. „Louise, Louise!"

Er bekam keine Antwort. Er stand in Verzweiflung.

Jemand kam durch den Gang gerannt. Es war sein Jäger, der alte Jäger Franz.

Der treue Diener erkannte seinen Herrn. Er suchte ihn mit sich fortzuziehen.

„In einer halben Minute sind Sie hier verloren, fällt Alles über Ihnen zusammen, werden Sie unter dem Feuer begraben."

„Meine Frau!" rief der Freiherr.

„Wo soll sie sein?"

„Hier, in ihrem Zimmer."

„Hier? Dann ist sie längst eine Leiche."

Der Jäger riß ihn mit sich weiter.

Er folgte ihm willenlos.

Als sie draußen waren, stürzte hinter ihnen Alles zusammen.

Unter dem Schutte fand man am andern Tage die verkohlte Leiche der Freifrau. Sie lag dort, wo ihr Schlafgemach gewesen war; aber unten an der Erde. Das Gemach war im ersten Stock gelegen. Seine Trümmer waren durch die mitverbrannte Decke des unteren Geschosses hinuntergestürzt; dort lag sie."

„Mein Kind!" sagte der alte Wohlfahrt. „Mein armes, braves Kind! Sie war die einzige Leiche?"

„Die einzige."

Er mußte sich sammeln.

„Die alte Stiefgroßmutter meines Schwiegersohns war mit im Schlosse gewesen?" sagte er dann.

„Sie war dagewesen, und gerettet."

„Und wie? Von wem?"

„Sie hatte einen besonderen Diener, der nur für ihren Dienst da war. Er hatte zufällig, als das Feuer ausbrach, noch nicht geschlafen. Er hatte sofort seine Herrin aus dem Hause getragen. Sie war die Erste, die gerettet wurde."

„Und sie — jenes Fräulein von Landau, die jetzt Herrin auf Lichtenfels werden soll, wer hatte sie gerettet?"

„Sie war am Tage vor dem Feuer verreist gewesen. Sie kehrte erst später zurück.“

„Ah, sie war nicht dagewesen? In ihrer Abwesenheit war das Feuer ausgebrochen? Gerade am Tage ihrer Abreise?“

„Warum betonst Du das? Und mit dieser Bitterkeit?“

Er hatte meine Erzählung nur mit mühsam erzwungener, äußerer Ruhe anhören können. Seine innere Aufregung mußte sich jetzt endlich Luft machen. Er hatte eine Menge Fragen an mich. Ich mußte sie ihm beantworten.

„Warum war das Fräulein von Landau damals verreist?“ fragte mich Wohlfahrt.

„Sie hatte eine Anverwandte besucht, deren Mutter kurz vorher gestorben war.“

„Und sie blieb auch nach dem Feuer bei dieser Anverwandten?“

„Sie war erkrankt, wie es hieß.“

„Wie es hieß! Da konnte sie nicht sogleich gerichtlich vernommen werden. Sie hatte sich vorbereiten können, als Du sie später vernahmst.“

„Ich habe sie gar nicht vernommen. Ich hatte keine Veranlassung dazu. Zur Zeit des Feuers war sie nicht dagewesen.“

„Aber vorher. Schon lange vorher; zu lange,

zu viel. Doch etwas Anderes. Mein Schwiegersohn war bei dem Ausbruch des Feuers zuerst zu seiner Frau geeilt?"

„So sagte ich Dir."

„Und wer sagte es Dir?"

„Er selbst."

„Kein Anderer?"

„Es war Niemand zugegen gewesen."

„Ah, dann hat er selbst, er allein auch wohl gesagt, daß er noch mit ihr gesprochen, daß sie damals noch am Leben gewesen sei?"

„Es war auch dafür kein weiteres Zeugniß da."

„Und daß er die Thür ihres Zimmers offen gelassen? Daß er sie nicht gar verschlossen von außen, so daß die Arme nicht hinaus konnte, daß sie in ihrem eigenen Zimmer elendiglich verbrennen mußte, daß ihr Hülferufen ungehört verhallte."

„Wohlfahrt, welchen entsetzlichen Verdacht sprichst Du aus!"

„Hattest Du nicht selbst Verdacht gehabt?"

„Gegen Deinen eigenen Schwiegersohn?"

„Gegen wen hattest Du ihn? Aber weiter. Wo lagen die Zimmer meiner Tochter?"

„Eine Treppe hoch, an dem Hauptkorridor."

„Schlief Jemand in ihrer Nähe?"

„Das Schlafgemach ihres Mannes war das nächste."

„Und wo lag das?"

„An demselben Korridor, aber fünf bis sechs Zimmer weiter."

„Schlief sonst noch Jemand an dem Korridor?"

„Nein."

„Wo schliefen die Kinder?"

„In derselben Etage, aber im rechten Seitenflügel."

„Und die alte Großmutter?"

„Sie hatte ihr Zimmer im linken Schloßflügel."

„Die beiden Gatten waren also in dem großen, langen Korridor ganz allein?"

„Sie waren dort allein."

„Wer hatte meine Tochter zuletzt gesehen?"

„Ihre Kammerjungfer."

„Wann?"

„Etwa eine Stunde vor dem Feuer. Sie hate dieselbe zu Bette gebracht."

„Konnte sie Dir nichts Auffallendes mittheilen?"

„Die gnädige Frau sei sehr still und traurig gewesen."

„Die arme Frau hatte wohl eine Ahnung ihres nahen Todes gehabt!"

„Das Mädchen hatte sie in der letzteren Zeit öfters so gefunden."

„Ich glaube es. Wer hatte meinen Schwiegersohn zuletzt vor dem Feuer gesehen?"

„Seit dem Abendessen nur noch der alte Jäger Franz. Er hatte ihm, wie jeden Abend, eine Flasche frischen Wassers in sein Zimmer gebracht. Der Freiherr hatte an seinem Schreibtische gesessen und geschrieben."

„Wann war das gewesen?"

„Um neun Uhr."

„Also zwei Stunden vor dem Feuer. Und seitdem war Niemand mehr in dem Korridor gewesen?"

„Nach neun Uhr, wenn der alte Franz das Wasser gebracht hatte, kam, ohne besondere Veranlassung, zur Winterzeit Niemand mehr in den Korridor."

„Zwei Stunden lang vor dem Feuer waren die Beiden allein, war weit umher Niemand in ihrer Nähe gewesen!" Und Du hattest einen Verdacht gehabt, daß meine Tochter ermordet, daß sie nicht durch Unglück, durch Zufall in dem Feuer umgekommen sei?"

„Ich hatte den Verdacht."

„Gegen wen?"

„Ich wußte mir selbst keine bestimmte Rechenschaft darüber zu geben.“

„Du willst sie jetzt mir nicht geben. Mein Schwiegersohn war der Gegenstand Deines Verdachtes, der eigene Gatte. Wer anders hätte es sein sollen, sein können?“

„Nun ja. Ich dachte an ihn.“

„Und warum? Nun warum? Du schweigst? Die Gründe Deines Verdachtes müssen sehr triftig gewesen sein!“

Er hatte Recht mit diesem Verdacht, wenn ich ferner schwieg. Ich mußte ihm Alles mittheilen.

„Höre mir zu,“ sagte ich, „und Du wirst sehen, daß ich Verdacht schöpfen, daß ich ihn aber auch später wieder aufgeben mußte. Dein Schwiegersohn hatte immer ein braves Herz.“

„Ja, er hatte es, er hatte es auch gegen mich gezeigt.“

„Aber einen heftigen, fast leidenschaftlichen Charakter.“

„Sehr, sehr.“

„Er ist ein Mann noch in seinen besten Jahren; er wird jetzt kaum sechsunddreißig Jahre zählen.“

„So ist es.“

„Deine Tochter war älter, als er.“

„Ein paar Jahre.“

„Sie war eine blühende, junge Wittwe, als er sie kennen lernte. Er verliebte sich in sie, sie sich in den schönen, liebenswürdigen, sie anbetenden Offizier, der zudem von vornehmem, altem Adel war.“

„Und sie war nur eine Bürgerliche, freilich reich; und er war arm.“

„Aber er war unabhängig; er nahm seinen Abschied; sie heiratheten sich, zogen nach Lichtenfels, lebten dort einige Jahre glücklich, und dann wurde ihre Ehe eine unglückliche.“

„Jenes Fräulein von Landau —“

„Schon früher. Deine Tochter war schnell verblüht; schwere Wochenbette, eine langwierige Krankheit hatten ihren Körper angegriffen. Sie glich einer alten Frau, da bei ihm das blühende Mannesalter erst begann. Dazu war sie reizbar; sie war es durch ihre Krankheiten geworden. In ihrer Reizbarkeit war sie eifersüchtig. Sie machte ihrem Manne das Leben sauer, sich selber. Ich muß völlig offen gegen Dich sein, mein Freund.“

„Ich weiß Alles, was Du mir sagtest. Fahre fort.“

„So standen die Sachen, als das Fräulein Emma von Landau nach Lichtenfels kam. Sie

war eine arme, elternlose Verwandte des Freihern. Sie war bis zu ihrer Einsegnung bei anderen armen Verwandten gewesen. Diese konnten sie nicht ferner behalten. Der Freiherr nahm sie zu sich, zugleich als Gesellschafterin seiner Frau. Aber sie war bald fast nur seine Gesellschafterin. Als ein wildes, unbändiges Kind von fünfzehn Jahren war sie hingekommen. Im Zimmer, zumal in dem Krankenzimmer der Tante, war es ihr von Anfang an zu eng. Aber der Onkel — sie nannte ihn so, obwohl sie entfernter verwandt waren — brachte fast den ganzen Tag im Freien zu, fuhr zu den Vorwerken, in den Forst, zu den Aeckern, den Wiesen. Ihn zu begleiten war ihre Lust; anfangs zu Wagen, dann mußte sie reiten lernen — von ihm. So wurden sie ganz unzertrennlich. Dabei entwickelte sie sich zu einer außerordentlichen Schönheit und zeigte sich immer munter, drollig, wild, unbändig. Sie war eine kühnere Reiterin, als er selbst. Sie wurde der Tante gefährlich. Deine Tochter erblickte eine Nebenbuhlerin in ihr. Daß sie das ihrem Manne sagte, daß sie ihm Vorwürfe machte, war ein großer Fehler. Sie war nun wirklich eine Nebenbuhlerin. Der eheliche Krieg war erklärt. Deine Tochter verlangte, das junge Mädchen solle fort,

der Freiherr wollte sich nicht dazu entschließen. Das Fräulein selbst hatte lange nichts bemerkt; dann hatte sie nur Ahnungen gehabt. Dann war sie auf einmal abgereist, zu einer Anverwandten, deren Mutter wenige Tage vorher gestorben war; Dein Schwiegersohn gab an, auf ihr eigenes Verlangen. Am Tage nachher war das Feuer. War es zufällig gerade an dem Tage ausgebrochen? Und wenn, war auch der Tod der Schloßherrin ein Zufall? Der Gatte war heftig, leidenschaftlich. Die Leidenschaft vermag viel über den Menschen, auch über den Bravsten. Ich hatte einen Verdacht, einen schweren Verdacht. Ich mußte ihn haben."

„Und Du konntest ihn nicht näher begründen?"

„Er verschwand mir beinahe. Die sorgfältigste Untersuchung konnte mir keinen weiteren Anhalt liefern. Die Thatsachen blieben in jenem Dunkel. Aber meine Beobachtungen gaben mir Licht, soweit überhaupt bloße Beobachtungen in einer solchen Sache ein Licht gewähren können. Der Freiherr zeigte die natürlichste Trauer über den doppelten, schweren Verlust, den er erlitten hatte. Keine Spur einer inneren Angst war an ihm zu entdecken. Er konnte seine Kinder, die Kinder der Verstorbenen, mit der offensten, zärtlichsten,

hingebendsten Liebe umarmen. Sämmtliche Domestiken waren unbefangen. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen verrieth, daß in ihrem Innern nicht der geringste Argwohn lebte, daß kein Gedanke an einen Mord in ihre Seele gekommen war. Nur der alte Jäger Franz kam mir zurückhaltend vor, schien mir mit der Sprache nicht recht heraus zu wollen. Aber er stand allein so da. Er war überhaupt ein verschlossener Mensch. Ich mußte die Akten zurücklegen."

„Und die alte Frau von Lichtenfels? Die Großmutter?"

„Sie ist blödsinnig, oder gar irrsinnig. Ich habe sie gar nicht vernommen."

„Und jetzt? Ist Dein Verdacht nicht neu aufgewacht, seitdem Du gehört hast, daß der Freiherr die Landau heirathen will?"

„Es sind dies Gerüchte, wie ich Dir sagte. Und zudem, welcher Beweis ließe sich daraus herleiten? Jetzt noch? Aus der Thatsache allein? Dennoch, ich leugne es nicht, habe ich allen Verdacht nie aus meinem Innern verbannen können."

„Und ich konnte und kann es noch weniger. Und darum bin ich hier. Darum muß ich hin. Schon die letzten Briefe meiner Tochter waren mir Unheil weissagend gewesen. Das war keine

eingebildete Eifersucht, die sich darin aussprach. Da kam der Brief meines Schwiegersohnes, der mir den Tod anzeigte. Er war so sonderbar geschrieben. Jedes Wort darin kam mir gezwungen vor. Will sich da ein Verbrechen verbergen? mußte ich bei jeder Zeile mich fragen. Ueber das Nähere des Todes kein Wort. Er sei jetzt noch zu angegriffen; nächstens wolle er mir ausführlich schreiben. Der nächste Brief enthielt gar nichts darüber; auch die wenigen folgenden nicht, die ich noch erhielt. Von Dir erst habe ich genauere Nachrichten erfahren müssen. Mein Zustand war ein qualvoller. Der Gedanke an einen Mord wollte nicht von mir weichen; mein Verstand wollte ihm keinen Platz einräumen. Du hast Recht, der Freiherr von Lichtenfels war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann; die Leidenschaft vermag viel über den Menschen. Aber ein Mord! Ein Mord an der eigenen Gattin! Das empörendste, das unmenschlichste Verbrechen! Und er war immer ein Ehrenmann gewesen. Er war Offizier gewesen; er war Edelmann. Ich hatte ihn nur als einen braven, edeln Charakter kennen gelernt. Er hatte seine Frau aufrichtig, innig geliebt. Sie war die Mutter seiner Kinder. Er hatte sich gegen mich nur brav benommen. Ich war

ihm zu manchen Danke verpflichtet. Ich konnte dennoch den entsetzlichen Gedanken nicht verdrängen. So habe ich zwei Jahre mit mir gekämpft. Da überkam mich die Sehnsucht nach meinen Enkeln. Ich mußte sie sehen, wiedersehen. Mit der Sehnsucht fuhr mir eine fast wilde Lust in das Herz. Ich mußte selbst sehen, ob ein Mord begangen, ob mein Kind gemordet war. Dem Auge des Vaters, wenn er dem Mörder gegenüberstand, konnte es nicht entgehen. Und so wird es werden, so muß es werden; jetzt erst recht, da er mit jener Person sich verlobt hat. Ich werde noch heute da sein, am heiligen Christabende. Wenn er mitten unter seinen Kindern steht, an der Seite der Neuverlobten, vor dem hellen Christbaum — ja, Freund, sollte ich da nicht in sein Inneres, in die geheimsten Tiefen seines Gewissens sehen können? Ich sehe die verglas'ten Augen vor mir, die zugeschnürte Kehle, die keuchende Brust —"

Seine eigenen Augen flammten wieder. Durch sein blasses, graues Gesicht zog fliegende Röthe.

„Du kannst ihn auch unschuldig finden," sagte ich ihm.

„Glaubst Du es?"

„Ich hoffe es."

„Ich auch."

„Und wenn Du ihn schuldig findest?"

Er sah mich fragend an.

„Was würdest Du dann thun, was sollte dann geschehen?"

„Soll der Mörder seiner Strafe entgehen?"

„Seine Strafe ist das Schaffot, das Rad sogar; wolltest Du ihn hinaufbringen?"

„Was müßtest Du thun?"

„Ich bin Richter."

„Und ich bin Vater, ich war es. Kann ich den Mörder lachen sehen auf dem Grabe der Gemordeten? Soll das empörendste, das unnatürlichste Verbrechen ungestraft bleiben? Nennst Du das Gerechtigkeit, Recht?"

„Ich nenne es Denunziation, Denunziation."

Er stutzte doch plötzlich. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, sein Gesicht wurde wieder bleich. Er kämpfte mit sich. Auf einmal hatte er einen Entschluß gefaßt, einen halben.

„Dein Verdacht hat Dich niemals ganz verlassen?" fragte er mich.

„Ich kann es nicht leugnen."

„Du mußt die Untersuchung wieder aufnehmen, wenn sich Dir neue Verdachtsgründe darbieten?"

„Ich werde müssen."

„Dein Amt befiehlt Dir auch, neuen Verdachtsgründen, die sich Dir darbieten, Dich nicht zu verschließen?"

„Auch dem ist so."

„Wohlan, so begleite mich nach Lichtenfels."

Ich hatte den Vorschlag, eine Aufforderung, erwarten müssen, nicht ohne Besorgniß, und doch auch wieder nicht ohne eine große Beruhigung.

Er hatte Recht. War ein Mord verübt, war der Freiherr von Lichtenfels der Mörder seiner Gattin, war seine neue Verlobte die Genossin seines Verbrechens, durfte er, durften sie Beide zum Hohne von Recht und Gerechtigkeit auf dem Grabe der Ermordeten lachen, wie der Greis sich ausgedrückt hatte? Durften sie im Angesicht der Ermordeten sich die blutigen Hände zu einem Bunde reichen, der eben der Preis des Blutes war, das an diesen Händen klebte? Durfte er, der Mörder, der Vater der Kinder der Ermordeten bleiben? Durfte seine Genossin ihre Mutter werden? Alles menschliche Gefühl empörte sich bei solchen Gedanken. Dazu kam, daß von dem Augenblicke des Ereignisses an das Gerücht eines verübten Mordes, der Glaube daran, trotz der Resultatlosigkeit der gerichtlichen Untersuchung ungeschwächt im Publikum sich erhalten hatten.

Mir wurden Aeußerungen mitgetheilt, wie: vornehme Herren erreiche das Gesetz nicht; die kleinen Diebe hänge man, die großen lasse man laufen. Seit acht Tagen war endlich die Nachricht von der Verlobung des Freiherrn mit dem Fräulein von Landau, die von Anfang an als die Ursache, wenn nicht gar als Mitanstifterin des Mordes bezeichnet wurde, hinzugetreten.

Wenn der alte Wohlfahrt nur das geringste Neue ermittelte, so mußte die alte Untersuchung wieder aufgenommen werden.

Sollte er da der Denunziant werden? Er, der ohnehin schon genug angefochtene und doch so brave Mann? Zwar der Vater der Ermordeten, aber gegen seinen Schwiegersohn, gegen den Vater seiner Enkel? Sollte er Denunziant werden, auch nur wider seinen Willen, durch ein unbewacht in seinem Schmerze, in seinem Zorne ausgesprochenes Wort?

Ich mußte es zu vermeiden suchen.

Von seiner Reise nach Lichtenfels konnte ich ihn nicht weiter zurückhalten. Es war mir gar eine Gewissenssache. Ich meinerseits, als der zuständige Kriminalrichter, durfte am wenigsten dazu beitragen, daß das schwerste Verbrechen seiner Strafe entgehe.

„Ich begleite Dich,“ sagte ich zu dem alten Manne.

„Fahren wir sofort!“ war seine Antwort. — Eine Stunde später fuhren wir.

Wohlfahrt war fast fieberhaft aufgeregt. Meine Erzählung, die Nähe des Schauplatzes jenes traurigen Ereignisses, des Grabes seiner Tochter, der Gedanke an das Wiedersehen ihres Gatten, den er für den Mörder hielt; die Erwartung dessen, was er finden werde; der Gedanke an die Kinder, vielleicht an das fröhliche Christfest, in dem er sie antreffen und das er ihnen stören sollte; das Alles hatte ihn auf unbeschreibliche Weise erregt und angegriffen.

Dabei hatte er schon so Vieles und so Schweres in seinem Leben erlitten.

Er war früher ein armer Schreiber in irgend einem Bureau gewesen und hatte von seinem geringen Einkommen auf das Kümmerlichste Frau und Kinder ernähren müssen. So hatte ihn im Jahre 1813 der Aufruf seines Königs Friedrich Wilhelm des Dritten getroffen. Er war ihm gefolgt. Er hatte sich in der Schreibstube ein warmes Herz für das deutsche Vaterland, einen glühenden Haß gegen die frechen, übermüthigen, französischen Unterdrücker bewahrt. Für Frau und Kind wird

Gott sorgen! Er meldete sich als Freiwilliger zu der Landwehr. Er war Feldwebel geworden, weil er schreiben konnte. Bald wurde er Offizier, weil er Muth und Tapferkeit besaß. Als der zweite Feldzug zu Ende war, der des Jahres 1815, kehrte er als Hauptmann zurück, an der Spitze einer Compagnie, die er ruhmvoll in manche Schlacht geführt hatte, die Brust geziert mit Orden und Ehrenzeichen. Weiter hatte er es freilich nicht bringen können. — Und als nun der Krieg zu Ende war, da die Landwehr nach Hause ging, ließ man auch den Landwehrhauptmann nach Hause gehen. Er konnte wieder Schreiber in seinem Bureau werden. Er wurde es, und er führte wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Feder für das kümmerliche Brod seiner Familie. Das dauerte manches Jahr, bis man ihm endlich einen Einnehmerposten in einer kleinen Stadt gab.

Dort hatte ich ihn kennen gelernt. Ich war Gerichtsassessor in demselben kleinen Orte. Ich war jünger als er. Er hatte sich dennoch an mich angeschlossen. Wir wurden Freunde. Ich bin keines braveren Mannes Freund gewesen.

Er konnte in seiner neuen Stellung sorgenloser leben. Er konnte alle Schuld abbezahlen, welche

er in seiner früheren beschränkten Lage hatte machen müssen.

Da trat das Unglück an ihn heran. Bisher hatten nur Sorgen und Zurücksetzung ihn gedrängt.

In seiner Kasse ward bei einer Revision ein Deficit gefunden. Er konnte nicht nachweisen, wo das Geld geblieben war. Er konnte nur vermuthen, daß er bestohlen sei. Aber den Dieb konnte er noch weniger nachweisen. Er wurde selbst dafür gehalten, kassirt, seiner Orden und Ehrenzeichen verlustig erklärt und zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Anstatt in das Zuchthaus wurde er nur in eine Festung gebracht. Er saß mehrere Jahre dort. Seine Frau starb unterdeß vor Gram, Noth und Sorgen. Drei von seinen Kindern rafften Seuchen dahin. Sein ältester Sohn wurde ein Taugenichts, der zuletzt nach Amerika gegangen war und nie wieder etwas von sich hatte hören lassen. Nur eiue Tochter war ihm geblieben, Louise. Fremde Leute hatten sich ihrer angenommen.

Ich war damals schon längst von dem kleinen Orte, in dem ich mit ihm zusammen gelebt hatte, in die entfernteste Provinz des Staates versetzt worden, ein paar Hundert Meilen weit. Lange

nachher erst hatte ich sein Schicksal erfahren. Es hatte sich damals schon wieder anders gestaltet.

Ein Zufall hatte den Dieb der Kassengelder entdeckt. Es war ein Hausdieb gewesen, an den man vielleicht bei der sorglos geführten Untersuchung nicht gedacht hatte.

Wohlfahrt wurde aus der Festung entlassen. Es wurden ihm seine Orden und Ehrenzeichen zurückgegeben; sein Charakter als Hauptmann wurde ihm wieder verliehen; dazu erhielt er eine Pension. Sein Familienglück war und blieb zerstört.

Auch seine Tochter Louise war unglücklich geworden. Sie war während seiner Haft zu einem Bilde der Schönheit aufgeblüht. Da hatte ein alter, sehr reicher Mann sich in sie verliebt und um ihre Hand angehalten. Er war siebenzig, sie war siebenzehn Jahre alt. Die Leute, die sich ihrer angenommen, hatten ihr zugeredet, als armes Mädchen ihr Glück nicht zu verscherzen. Sie hatte ein weiches und edles Herz. Sie hatte den Leuten nicht länger zur Last fallen wollen; als Frau des reichen Mannes konnte sie ihrem armen, alten Vater auf der Festung eine bessere Lage verschaffen. Das Kind wurde die Frau des Greises und mußte bald ihr junges, blühendes Leben an seinem Krankenbette vertrauern. Das

dauerte noch manches Jahr nach der Freilassung ihres armen Vaters. Als ihr Mann starb, war sie freilich eine reiche Wittwe; er hatte sie zu seiner einzigen Erbin eingesetzt.

Vater und Tochter sollten dennoch nur wenige Jahre glücklich miteinander leben.

In der Stadt, in der sie zusammen wohnten, lag Militair. Unter den Offizieren war ein junger Lieutenant aus einem alten, aber sehr armen adeligen Hause. Der Freiherr von Lichtenfels lernte die schöne, reiche Wittwe kennen. Sie fand Gefallen an dem hübschen bescheidenen, liebenswürdigen jungen Manne. Sie faßten Zuneigung, bald Liebe zu einander. Der Reichthum der Wittwe, der alte Adel, vielleicht selbst die Armuth des Lieutenants mochten dazu beigetragen haben. Sie wurden Gatten.

Daß die Frau ein paar Jahre älter war, konnte ihnen kein Hinderniß sein. Auch eine jüngere Schönheit hätte schnell verblühen können. Wie die arme Tochter des Hauptmanns Wohlfahrt durch ihren alten Mann zu einer reichen Frau geworden war, so wurde jetzt der arme Freiherr von Lichtenfels durch seine Frau zu einem reichen Manne. Er nahm seinen Abschied, löste sein nicht unbedeutendes Stammgut Lichtenfels

aus den Händen der Gläubiger ein, zog hin, setzte es in neuen, blühenden Stand und lebte glücklich mit seiner Frau, bis — bis dort das neue Unglück losbrach, für meinen alten, braven Freund das schwerste, das entsetzlichste.

Wie konnte der arme Mann anders, als fieberhaft aufgeregt sein, da wir auf dem Wege nach Lichtenfels waren? Sein Leben voll Druck und Noth und Leiden hatte seinen Körper angegriffen, sein Gemüth erbittert, sein ganzes Wesen reizbar gemacht. So ging er einem Verbrechen entgegen, einem Morde, der an seiner Tochter, seinem geliebten, seinem einzigen Kinde verübt war; der Ungewißheit zwar, aber er zweifelte nicht, und konnte er zweifeln? Und wenn er es auch gekonnt hätte, mußte nicht gerade die Ungewißheit ihn noch mehr aufregen?

Wir kamen bei dem Schlosse Lichtenfels an. Es war Abend darüber geworden. Aber der Abend war hell geblieben. Der Mond stand klar am Himmel; er war bald nach dem Untergange der Sonne aufgegangen. In und mit ihm leuchtete der Schnee.

Wir hatten lange durch dichten, dunkeln Fichtenwald fahren müssen. Endlich lag das Schloß vor uns. Es lag hoch über uns da, als

wir es zuerst sahen, auf einer Anhöhe, die Feld und Waldung rings umher überragte. Es war auf der Stelle des alten, vor zwei Jahren niedergebrannten Schlosses wieder aufgebaut.

Der große, weite Bau lag in dem hellen Mondlichte mit seinen anmuthigen, schönen Formen klar und still und ruhig da. Waren die Menschen in seinen Mauern auch so still und ruhig? Und was sollten wir ihnen bringen? Es wurde mir auf einmal eng und weh um das Herz. Ach, wäre ich schon wieder von ihm fort, wäre ich hundert Meilen weit weg gewesen!

„Wie kommen wir hin?“ fragte mich mein Begleiter.

Er war trotz seiner Aufregung fast auf dem ganzen Wege still gewesen. Vielleicht gerade wegen seiner Aufregung; er mußte sich ungestört mit den Bildern beschäftigen, die sie ihm unaufhörlich neu zuführte. Es schienen, je näher wir dem Ziele unserer Reise kamen, mehr und mehr Bilder des Hasses und der Rache in der Brust des Mannes zu werden, dem hier der Rest seines Glückes gemordet und begraben war. Einzelne Worte, die er dann und wann sprach, bezeugten es.

„Wie willst Du hinkommen?“ fragte ich ihn zurück.

„Sie müssen überrascht werden. Nur so verrathen sie sich. Wir müssen auf einmal, bevor sie nur eine Ahnung von unserer Ankunft haben, vor ihnen stehen, der Vater mit dem Kriminalrichter.“

„Es würde uns allerdings einen klaren Blick verschaffen. Aber wie gelangen wir so zu ihnen?“

„Wir steigen hier aus und gehen zu Fuße hin.“

„Und dann? Keiner von uns kennt nur das Innere des neuen Schlosses.“

„Wir müssen auf den Zufall vertrauen. Willst Du Dich meiner Führung überlassen?“

„Ich folge ja hier überhaupt nur Dir.“

„Steigen wir aus.“

Wir verließen den Wagen.

Der Kutscher erhielt den Befehl, hinter ein Gebüsch zu fahren und dort zu halten, bis er gerufen werde.

Wir waren am Fuße eines kleinen Hügels, zu dem die Anhöhe, auf der das Schloß lag, sich oben rundete und zuspitzte. Ein vielfach gewundener Fußweg führte zum Schlosse hinauf. Wir konnten ihn im Mondscheine verfolgen. Er zog sich an kleinen Gebüschen und Gartenanlagen vorüber. Wir schlugen ihn ein. Wir gingen

still. Um uns her herrschte die tiefste Stille des Winterabends. Auch im Schlosse war es still. Wir waren kaum fünf Minuten von ihm entfernt. Nicht das leiseste Geräusch kam von ihm herüber. Ein anderes Gebäude sah man nicht.

Wir hatten die Hälfte des kurzen Weges zurückgelegt. Es war still um uns her geblieben; es war wie eine Todtenstille.

„Ja, eine Todtenstille!" rief der alte Mann neben mir.

Er war plötzlich stehen geblieben. Sein unruhiges Auge hatte Alles beachtet.

„Da ruhen Todte, da rechts!" sagte er.

Ein Gitter umschloß da rechts einen viereckigen Raum. Eine hohe Thränenweide erhob sich in der Mitte; ihre langen, gebogenen Zweige waren gespenstisch mit Schnee und Reif bedeckt. Kleineres Gebüsch stand um sie her.

„Gehen wir hin," sagte er, „dort ruhen auch sie."

Er lenkte seine Schritte hin. Ich folgte ihm. Wir kamen an ein eisernes Gitter; es umschloß einen kleinen Friedhof, das Erbbegräbniß der Familie Lichtenfels. In dem Gitter befand sich ein Pförtchen. Es war zu öffnen. Er öffnete es. Wir traten in den befriedeten Raum der Ruhe der Todten. Grabsteine, Grabdenkmäler be-

zeichneten die Ruhestätten der Todten. Zu einer weißen Urne ging er näher. Er beugte sich zu ihr nieder. Er las im Mondenscheine ihre Inschrift.

„Meine Tochter! Mein Kind! Hier ruht sie. Mit dem verbrannten Leibe! Die Ermordete! Aber sie ist stumm, sie kann nicht erzählen, nicht klagen, nicht anklagen!“

„Würde sie anklagen, wenn sie reden könnte?“ fragte ich.

Er antwortete mir nicht. Er blickte starr auf den weißen Marmor, auf die dunkle Erde daneben. Das Grab war vom Schnee gereinigt.

Aber das Grab, die Nähe der Todten brachte keine Ruhe, keinen Frieden in seine Seele. Seine Augen blieben trocken. Plötzlich erhob er sich.

„Sie ist nicht stumm! Sie hat zu mir gesprochen. Sie ist ermordet! Ja, sie ist ermordet! Sie soll gerächt werden. Fort jetzt, zu den Lebenden! Du sollst gerächt werden, mein Kind, mein armes Kind.“

Er wollte fortstürzen.

Ich hielt ihn.

„Wohlfahrt, — Freund!“

„Was willst Du?“

„Die Todten ruhen, laß auch die Rache ruhen.“

Er war stehen geblieben. Die wenigen Worte hatten einen plötzlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er war ein braver Mensch.

„Laß uns umkehren, Wohlfahrt," bat ich ihn. „Willst Du hin, willst Du Deine Enkel sehen, so fahre morgen hin, aber allein, ohne mich, und nur um die Kinder zu sehen. Noch besser, laß sie zu uns in die Stadt kommen. Deine Freude an ihnen ist dann desto reiner."

Er starrte vor sich hin. Er kämpfte mit sich. Aber ein anderer Geist kam über ihn. Nicht wieder jener frühere, der Aufregung, des Hasses, der Rache. Mit Ruhe, fast mit Kälte sagte er zu mir:

„Willst Du mir offen und als Ehrenmann ein paar Fragen beantworten?"

„Ich werde."

„Glaubst Du an eine Gerechtigkeit hier auf Erden? An ihre innere Nothwendigkeit?"

„Ich glaube an sie."

„Kann der Mörder in dem Schlosse dort, wenn er der Mörder ist, kann er ruhig und glücklich leben? Kann seine Genossin es mit ihm? Und wenn sie es könnten, dürften sie es?"

„Ueberlassen wir es Gott, dem ewigen Richter."

„Antworte mir. Wenn sie es könnten, dürften sie es? Verdienten sie es?"

„Sie wären um so entsetzlichere Verbrecher."

„Du hast ihr Urtheil gesprochen. Laß uns gehen."

Er sprach das mit einer Ruhe und Festigkeit, gegen die nicht mehr zu kämpfen, gegen die jede Vorstellung, jede Bitte vergeblich war. Ich kannte ihn ja, den braven Mann, aber auch den Mann des festen Entschlusses. Wie oft hatte ich ihn so kennen gelernt!

Wir gingen. Wir verließen den Friedhof.

Die Stille um uns her hatte fortgedauert. Auch das große Freiherrnschloß lag noch wie ausgestorben da. Der Mond war höher am Himmel emporgestiegen. Sein Licht war heller geworden. Aber er beschien nur das weite Gebäude vor uns, die dunkeln Tannenwälder hinter uns, die gespenstische Trauerweide auf dem Begräbnißplatze, und das Alles ohne Bewegung, ohne Leben.

Und es war Christabend, der fröhliche Christabend.

Ja, er war es.

Leise zitterte von der Seite, unten aus der Tiefe, ein Ton herauf. Er wurde stärker, er schwoll an, mächtig, feierlich. Da unten lag ein

Dorf, das Dorf Lichtenthal. Die Glocken seines Kirchthurms kündeten den Christabend, das morgende Fest, an. Rein und klar tönten sie herüber, durch die Dunkelheit und Stille des Abends, über die schwarzen Fichten, über den weißen Schnee.

In der Ferne wurden andere Glocken laut. Das Gebirge dehnte sich links aus, ein weites Thal rechts. Ueberall waren Dörfer. Ueberall läuteten sie den Abend, das Fest ein, hoch oben in den Bergen, weit unten tief im Thale.

Ich hatte keinen feierlicheren Augenblick im Leben gehabt.

Das Herz weinte mir.

Ich war stehen geblieben. Der arme Wohlfahrt mit mir.

Ich nahm seine Hand.

„Wohlfährt, braver, edler Freund, laß uns umkehren."

„Ich kann nicht!"

Er wollte voranschreiten. Er mußte den Fuß hemmen.

„Siehst Du?" sagte er.

Er zeigte nach dem Schlosse, von dem wir keine hundert Schrite entfernt standen.

Es war auf einmal lebendig darin geworden.

Zwei Fenster wurden hell. Sie wurden heller

und heller. Sie leuchteten weit hin, trotz des hellen Mondscheins. Ein Christbaum wurde hinter ihnen angezündet, Licht an Licht flimmerte, glänzte; die Lichtpyramide des Christbaums formte sich immer voller.

„Siehst Du es?“ fragte mein alter Gefährte.

„Sie zünden den Kindern den Christbaum an, unter dem Geläute jener Glocken. Und Du willst den armen Kindern ihre Freude stören?“

„Sind es nicht der Mörder und seine Buhlin, die ihn anzünden?!“

Kein anderer Gedanke hatte mehr Macht über ihn.

Er ging voran. Einen Augenblick heftig; der Anblick hatte ihn von neuem aufgeregt; dann noch rasch, aber er war wieder völlig ruhig.

Ich mußte ihm folgen,

Wir erreichten das Schloß.

Am Thore stand ein Diener.

„Zu wem wollen die Herren?“

„Wo ist der Jäger Franz?“ fragte ihn Wohlfahrt.

„Er wird im Domestikenzimmer sein.“

„Rufe Er ihn!“

Der Diener ging. Er sah uns wohl etwas verwundert an. Aber Wohlfahrt hatte kurz, befehlend gesprochen, wie ein alter Hauptmann,

der einem Soldaten seiner Kompagnie einen Befehl ertheilt.

Wohfahrt wandte sich zu mir.

„Der alte Jäger Franz hatte mit der Sprache nicht heraus wollen, als Du hier die Untersuchung führtest?“

„So war es.“

„Er ist ein alter treuer Diener seines Herrn. Er kennt ihn. Er weiß Alles. Gieb auf ihn genau Acht. Er erwartet uns nicht. Er kann uns nicht erwarten. Er wird sich am ersten verrathen.“

Der Diener kam mit dem Jäger zurück.

Der alte Jäger Franz war ein vertrautes und treues Erbstück des Hauses, wie man sie fast in jedem adeligen Schlosse findet. Sie wissen Alles, was sich in der Familie ereignet hat und noch ereignet und sie verrathen Nichts.

Er sah uns plötzlich vor sich. Er hatte uns nicht erwartet. Er erschrak heftig.

Er kannte mich; ich hatte ihn in jener Untersuchung mehrmals vernommen. Er kannte Wohlfahrt, der zu Lebzeiten seiner Tochter mehrere Male im Schlosse gewesen war.

Er erkannte uns Beide wieder.

Er zitterte; das alte Gesicht erblaßte; er wußte nicht, wohin er die Augen wenden sollte.

Wohlfahrt sah ihn einige Augenblicke strenge forschend an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Siehst Du den Mord, der hier verübt ist?" flüsterte er mir dann in's Ohr.

Der alte Jäger hörte das Flüstern. Er hatte die Worte nicht verstanden. Aber der Mann, der ihm mit jenem strengen Blicke bis tief in das Herz geschaut hatte, der Vater seiner früheren Herrin, was hatte der heimlich dem Kriminalrichter zuflüstern können, der so plötzlich hier mit ihm erschien? Sein ganzer Körper zitterte heftig.

Hier ist ein Verbrechen verübt, mußte ich mir selbst sagen.

Wohlfahrt blieb eisig kalt und ruhig.

„Er kennt mich doch, Franz?" fragte er den alten Jäger.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Ist Sein Herr zu Hause?"

„Der Herr Baron ist zu Hause."

„Wo?"

„Oben im Salon."

„Ist Gesellschaft da?"

„Nein. Der Herr Baron und das gnädige Fräulein putzen den Christbaum für die Kinder auf."

„Welches Fräulein?"

„Fräulein von Landau."

„Ah, die Verlobte Seines Herrn? Sind sie schon verlobt?"

„Seit einigen Tagen."

„Führe Er uns in den Salon!"

Zu dem Schreck des alten treuen Dieners hatte sich eine große Angst gesellt. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er sah unschlüssig bald den Hauptmann, bald mich an, dann bittend jenen. Sprechen konnte er nicht.

„Nun?" sagte der Hauptmann befehlend.

„Soll ich die Herren nicht erst anmelden?"

„Nein."

Das Nein war entschieden, scharf gesprochen. Es litt keinen Widerspruch.

„Folgen die Herren mir," sagte der alte Diener, indem ein tiefer, schwerer Seufzer sich aus seiner Brust rang.

Er führte uns die Treppe hinauf, in einen langen Korridor hinein.

Er ging gesenkten Hauptes vor uns her.

Er hatte gehorchen müssen, weil hier ein Verbrechen verübt war, weil er mußte, weil der Rächer und der Richter es ihm befohlen hatten.

„Ueberzeugst Du Dich?" fragte mich der Rächer.

Ich hatte keine Antwort für den Mann, der

mit der ernsten, finsteren, entschlossenen Miene neben mir ging.

Unser Führer war oben in dem Korridor langsamer gegangen. Das Herz war ihm wohl mit jedem Schritt schwerer geworden. An einer Thür stand er still. Waren wir am Ziel, oder konnte der arme Mensch nicht weiter?

Lauter Kinderjubel drang durch die Thür; aber er kam aus einem Zimmer nebenan.

„Ist das der Salon?“ fragte Wohlfahrt den Jäger.

Er zeigte auf die Thür, an der wir standen.

„Nein, aber dort.“

Der Jäger zeigte eine Thür weiter.

Dem Hauptmann war plötzlich ein Gedanke gekommen.

„Stehen die beiden Zimmer mit einander in Verbindung?“

„Ja.“

„Er kann gehen. Aber Er geht nicht zu Seinem Herrn in den Salon.“

Der alte Jäger ging mit schwerem Herzen den Weg zurück, den wir mit ihm gekommen waren.

„Jetzt werden Sie sich verrathen,“ sagte der Hauptmann.

„Du bist grausam, Wohlfahrt!“

„Das spricht der Richter zu dem Vater der Gemordeten?“

Er öffnete die Thür, an der wir standen.

Wir blickten in ein erleuchtetes, aber leeres Zimmer.

Er trat hinein. Ich folgte ihm. Er machte die Thür hinter uns zu.

In einer Seitenwand des Zimmers stand eine Flügelthür weit offen. Eine größere, fast blendende Helle fiel durch sie in das Zimmer.

Von dort her kam der Jubel der Kinder. Er dauerte noch immer fort.

Dort brannte ihnen der Christbaum.

In dem Zimmer, in dem wir waren, hatten sie auf ihn warten müssen. Die Flügelthür war fest verschlossen gewesen. Der Vater, mit ihm das Fräulein, hatten unterdeß den Baum geschmückt, die Geschenke geordnet. Die Glocken im Dorfe hatten geläutet. Die Glocken in allen Dörfern umher waren mit ihren feierlichen Klängen eingefallen. Sie hatten das Fest verkündet, den Kindern den heiligen Christ.

Die Lichter an dem Baume waren angezündet. Ein Silberglöckchen hatte verkündet, daß der Christ mit seinen schönen Gaben auch hier gewesen sei. Die Flügelthüren öffneten sich wieder.

Die Kinder standen geblendet von dem Glanze, von all' dem Glanze der Lichter, des Baumes, der Geschenke. Sie standen stumm, sie standen unbeweglich.

Sie mußten eintreten. Sie bewunderten; sie fanden ihre Geschenke; sie jubelten.

Sie jubelten noch.

Und der Vater und die Verlobte des Vaters — o, sie waren gewiß glücklich mit den Kindern. Sie hatten — mochten sie auch Verbrecher sein — einen Augenblick des Glücks gefunden; endlich, wenn sie wirklich Verbrecher waren.

Und sie sollten auf einmal darin gestört werden! Auf einmal und für immer.

Die Armen! Auch der Verbrecher ist ein Mensch, und der Mensch hat der Freuden so wenig hier auf Erden, und den armen Verbrecher fliehen sie erst recht.

Sie hatten endlich einen Moment des Glücks erhascht. Es sollte ihr letzter sein. Mitten aus ihm heraus sollten sie gerissen werden, plötzlich, für immer.

Die armen Menschen! Und die armen Kinder!

Ich sah meinen Freund an.

Er stand finster und entschlossen da, wie vorher.

„Sollen wir nicht umkehren, alter Wohlfahrt?" wollte ich ihn fragen, — aber —

„Das spricht ein Richter zu dem Vater der Gemordeten?“ hatte er mir vorhin geantwortet.

Und konnte, durfte ich ihm Unrecht geben?

Ich trat mit ihm weiter in das Zimmer hinein.

Wir standen der offenen Flügelthür gegenüber. Wir hatten den freien Blick in den Salon.

Der Christbaum stand in der Mitte. Er war hoch, mächtig. Hunderte von Wachslichtern brannten in seinen krausen, grünen Zweigen. Goldene Nüsse, rothe Aepfel, silberne Ketten, Hunderte von freundlichen, bunten Kleinigkeiten funkelten und glänzten und schimmerten zwischen den Lichtern.

Auf einem langen Seitentische lagen glänzend und schimmernd freundliche und kostbare Geschenke, des Vaters, der Kinder, der Verlobten. Die Liebe Aller hatte Alle unter einander beschenkt.

Zwischen Baum und Tisch standen die Beschenkten und Schenkenden, die Liebenden und Geliebten.

Der Vater — er war ein schöner, stattlicher Mann, der Freiherr von Lichtenfels — hielt das kleinste Kind auf seinem Arme, einen Knaben von drei Jahren.

Der zweite Knabe, sieben bis acht Jahre alt, hatte die Hand des Vaters gefaßt.

Seine Tochter, ein Mädchen von vierzehn

Jahren, hatte den Arm um die feine Taille einer Dame geschlungen.

Es war eine schöne, zarte Gestalt, diese Dame; ein schönes, sanftes, weiches Gesicht, aschblondes Haar veredelte es; große, melancholische Augen gaben ihm den Ausdruck eines tiefen, inneren Schmerzes.

Es war Fräulein Emma von Landau, seit wenigen Tagen die Verlobte des Freiherrn. Sie mußte es sein. Ich hatte sie früher noch nicht gesehen; der Hauptmann ebenfalls nicht.

Sie war in dem Augenblicke glücklich. Auch sie. Das feine Gesicht fühlte den tiefen Schmerz des Innern nicht; die schönen Augen hatten ihn vergessen.

Sie hielt das Mädchen, das sich an sie geschmiegt hatte, mit ihrem einen Arme wieder umschlungen. Die andere Hand ruhete in der andern Hand des Vaters, des Verlobten.

Es war eine wunderbar schöne Gruppe.

Auch die Kinder waren alle so schön und liebreizend. Die beiden Knaben blüheten so frisch, so kräftig. Die Tochter war schon fast zur Jungfrau entwickelt, mit der Unschuld des Kindes in dem reizenden Gesichte.

Und Alle liebten sich einander. Mit vollem

Glücke ruhte das Auge des Vaters auf den Kindern, drückte er der Verlobten die Hand. Mit heller Freude erwiederten die Blicke der Kinder seine Liebe. Und die Verlobten — wohin sie blickten, sahen sie Liebe, Zärtlichkeit. Ihr zuerst lächelte der kleine, jauchzte der ältere Knabe zu, fest an sie hatte das Mädchen sich gedrückt. Sie war hier schon die Mutter, allen Kindern die liebende, die geliebte Mutter.

Aber sie waren Verbrecher, die beiden Verlobten, und sie sollten zum letzten Male glücklich sein.

Aber waren sie Verbrecher? Konnten sie es sein, mit diesem Glücke, mit dieser Liebe?

Ja, ja. Warum hätte sonst dieses Gesicht jenen Ausdruck des tiefen Schmerzes gehabt? Warum meinte man, in den dunklen melancholischen Augen, selbst mitten in diesem Glücke nur Thränen suchen zu müssen?

Sie hatten nach langer, langer Zeit endlich einen kurzen Augenblick des Glückes gefunden.

„Sollen wir es Ihnen stören, Du braver, edler Freund?"

Ich mußte diesmal wirklich die Frage an den alten Mann richten.

„Spricht der Kriminalrichter zu dem Vater der Ermordeten?" fragte er mich wieder.

Wir waren noch nicht bemerkt.

Die Glücklichen hatten nur Blicke für sich und ihr Glück. Sie hatten das Unglück nicht gesehen, das hinter ihnen stand.

Es kommt dem Menschen doch, das Unglück.

Aber mußte es ihnen kommen?

„Er ist der Vater Deiner Enkel, Wohlfahrt.“

„Und der Mörder meiner Tochter.“

„Und wie die Kinder sie lieben! Und sie wieder die Kinder.“

„Seine Buhlin, seine Genossin!“

Der Anblick, der mir das Herz zerreißen wollte, hatte es ihm verhärtet.

Es war so natürlich bei dem alten Manne, dessen Leben eine Kette von Noth und Trübsal gewesen, dem das Letzte, was er geliebt, gemordet war. Konnte er den Mörder glücklich vor sich sehen?

„Wohlfahrt —!“ sagte ich doch noch einmal.

„Sie sind Mörder!“ rief er.

Hatte er zu laut gerufen? Hatte man ihn in dem Saale gehört? Durch die Freude, den Jubel der Kinder? Oder hatte ein anderer, ein innerer Schreckensruf die Glücklichen plötzlich aus einem Glücke aufgeschreckt, das für sie nicht da sein durfte?

Das Fräulein blickte auf, nach der offenen Flügelthür, durch die Thür in das Zimmer, in dem wir standen, nach uns.

Sie sah uns. Sie kannte uns nicht, wie wir sie früher nicht gekannt hatten.

„Mein Gott!" rief sie erschrocken:

„Was giebt's?" fragte der Freiherr.

„Zwei Fremde! Dort!'

Er sah nach uns hin. Er erblickte uns ebenfalls.

Er wollte auf uns zugehen, auf die fremden Eindringlinge. Er hatte den Fuß schon erhoben.

Er erkannte uns.

Er kannte ja uns Beide.

Es wurde ihm schwindlig. Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Er wollte den Knaben niederlassen, den er auf dem Arme trug. Er taumelte. Er war blaß wie eine Leiche.

Die Dame mußte ihm das Kind abnehmen.

„Friedrich, Friedrich!" rief sie, in den Tod erschrocken.

Er konnte nur nach uns hinstarren, wie nach entsetzlichen Gespenstern. Er selbst glich dem entsetzlichsten Gespenste, dem des Verbrechens.

„Siehst Du den Mord?" sagte der alte Hauptmann zu mir. „Komm!"

Ich konnte ihm nicht antworten. Ich sah den

Mord. Durfte ich in dem alten Manne die wilde Gluth, die ihn verzehrte, noch wilder anfachen?

Er trat auf die Schwelle des Saales.

Ich folgte ihm weiter.

„Vater!“ rief der Freiherr ihm entgegen, und er streckte beide Arme gegen ihn aus, als wenn er ihn von sich abwehren wollte.

Da erkannte auch das Fräulein den Greis, und wie sie ihn erkannte, wußte sie auch wohl, wer ich war.

Und noch einmal rief sie, in den Tod erschrocken: „Friedrich, Friedrich!“

Und sie flog auf ihn zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, aber nicht um Hülfe bei ihm zu suchen, sondern um ihm Hülfe und Schutz zu bringen, mit ihrer Liebe, mit ihrem Leben. Das schwache Weib dem Mann.

Welch' ein Anblick war das!

Der hohe, kräftige Mann, blaß wie eine Leiche, zerknickt wie ein zusammengebrochenes Rohr, erliegend unter der furchtbaren Last seines Verbrechens!

Das schöne, zarte, schwache Weib, weiß wie eine Sterbende, aber mit ungeheurer Kraft, mit der ganzen Kraft und Gewalt der Liebe den Mann stützend und aufrecht haltend.

Und Beide, die Kinder, verstört, vergehend vor Schreck und vor Angst.

Und neben ihnen all' die Pracht der Geschenke auf dem langen, weißen Marmortische, und der Glanz der Hunderte von Lichterchen in dem frischen, fröhlichen, grünen Christbaum.

Und auf der Schwelle des Saales der zitternde Greis mit dem schneeweißen Gesichte und den schneeweißen Haaren, in den stechenden Augen die helle Gluth der — nein, nicht der Rache, die Augen glüheten auch auf einmal nicht mehr; das Zittern seines Körpers hörte auf. Er stand fest, hoch aufrecht, ruhig; seine Augen leuchteten, aber es war ein klares, ruhiges Feuer, das darin brannte. Er stand da, nicht wie der Dämon der Rache, sondern wie ein Gott der Vergeltung, des Rechtes.

Und so sprach er, so befahl er. Wie anders, wie höher, als vorhin, da er wie ein Hauptmann vor seiner Compagnie seinen Befehl ertheilt hatte.

„Herr Freiherr von Lichtenfels!“ rief er befehlend.

Der Freiherr trat gehorsam vor ihn hin. Er hatte sanft die Seinen, die ihn umfangen hielten, aus seinen Armen gelassen.

„Führen Sie mich auf Ihr Zimmer," befahl ihm der Greis weiter, strenger.

Der Freiherr verließ schweigend mit ihm das Zimmer.

Auf einen Wink Wohlfahrt's folgte ich ihnen.

Der Freiherr führte uns in sein Zimmer.

„Du hast mit Deinem Schwiegersohn allein zu sprechen," sagte ich dort zu dem Greise.

Er sann einen Augenblick nach.

„Es sei," sagte er dann.

Der Freiherr führte mich in ein dem seinigen gegenüberliegendes Zimmer und kehrte zu dem Greise zurück.

Die Beiden waren lange allein.

Aus ihrem Zimmer drang kein Laut zu mir herüber.

Nach einer halben Stunde öffnete sich die Thür des Zimmers. Ein Schritt kam heraus. Es war der Freiherr.

Nach einer Weile ging ein anderer Schritt hinein. Ich glaubte den des alten Jägers Franz zu erkennen.

Auch der Jäger war mit dem alten Hauptmann lange allein.

Nachdem er von ihnen gegangen war, kam Wohlfahrt zu mir.

Er sah angegriffen aus, war aber ruhig und kalt. Ich versuchte vergebens in seinem Gesichte zu lesen, was in seinem Innern vorging, was er mit dem Herrn und dem Diener gesprochen, verhandelt hatte.

„Darf ich Dich bitten, mir zu folgen?" sagte er.

„Wohin?"

„Du wirst es sehen."

„Und was ist vorgefallen?"

„Nachher."

Er führte mich in den Salon zurück, in welchem jene Christbescheerung stattgefunden hatte.

Der Christbaum war ausgebrannt. Er stand schwarz und dunkel da. Kein Glanz, kein Schimmer, kein rother Apfel, keine vergoldeten Kugeln, keine silbernen Ketten strahlten in den angebrannten Zweigen.

Die Geschenke lagen noch auf dem langen, weißen Marmortische.

Auch die drei Kinder waren da. Sie waren noch, oder wieder da. Sie waren allein. Sie sahen nicht mehr verstört aus, aber verschüchtert. So standen sie beisammen, in einer Ecke des Zimmers, wie drei Küchlein, die Schutz vor dem Habicht suchen.

Sie erschraken nicht, als wir eintraten; sie

stellten sich nur dichter zusammen; der kleinste Knabe nahm die Hand der Schwester, als wenn er sich so sicherer fühle.

Der alte Wohlfahrt, der Großvater, trat zu ihnen.

„Kennst Du mich noch, Louise?“ fragte er das Mädchen.

Er sprach sanft, liebevoll, aber ohne innere Bewegung.

„Ja, mein lieber Großvater,“ sagte das Mädchen, das fast schon Jungfrau war.

„Du hattest mich früher lieb, Louise?“

„Du warst ja immer so gut gegen mich, Großvater. Ich habe Dich immer recht lieb behalten.“

„Das freut mich. Bleibe ferner so. Du bist groß und hübsch geworden, und ich habe gehört, daß Du ein gutes, braves Kind seiest. Bleibe auch das.“

Er küßte das Kind.

Dann wandte er sich an den ältesten Knaben.

„Du heißest Eduard?“

„Ich heiße Eduard, Großvater,“ antwortete der frische Knabe frei und furchtlos.

„Bleibe auch Du brav. Halte immer Deine Ehre vor Augen.“

Er küßte auch den Knaben.

Den Kleinsten nahm er auf den Arm.

Es war ein zartes Kind, mit einem feinen

Gesicht, mit großen, schönen, wunderbar glänzenden Augen.

Er blickte in das Gesicht, in die Augen des Knaben. Er mußte lange hinblicken.

Ich sah, wie er bewegt wurde; endlich.

„Ah, Du hast die Augen Deiner Mutter. Werde wie sie, aber glücklicher."

Er küßte das Kind zärtlich.

Er ließ es wieder nieder.

Er war gerührt worden. Er fuhr mit der Hand über die Augen.

„Was ist vorgefallen?" mußte ich mich fragen.

Er langte in eine Tasche seines Rockes. Er zog zwei zusammengefaltete Papiere hervor. Er besah sie beide.

„Nein, nein," sagte er dann.

Er steckte das eine in die Tasche zurück.

Aus dem andern nahm er drei Gegenstände. Sie waren einander gleich. Er gab jedem Kinde eins.

„Bewahret es wohl. Behaltet Euren alten Großvater lieb."

Er wollte noch mehr sagen. Das Herz war ihm zu voll geworden. Er küßte noch einmal die Kinder. Er mußte sie rasch umarmen.

„Komm!" sagte er dann zu mir.

Er hatte sich gerade so lange halten können.

Die Thränen drangen ihm aus den Augen, da wir gingen.

Wir verließen das Zimmer, das Schloß.

Wir sprachen, wir sahen Niemanden mehr, nicht den Freiherrn, nicht das Fräulein.

Draußen vor dem Thore hielt unser Wagen.

Neben ihm der alte Jäger Franz.

Wohlfahrt sprach auch mit ihm kein Wort.

Der alte Diener half uns stumm bei'm Einsteigen.

So fuhren wir fort, zurück nach der Stadt, aus der wir gekommen waren.

Was war mit dem Freiherrn, mit dem Fräulein geschehen?

Der alte Mann an meiner Seite sprach kein Wort.

Seine Augen waren wieder trocken geworden.

Wir fuhren wieder an dem kleinen Friedhofe vorbei, auf dem seine Tochter begraben lag.

Er sah aus dem Wagenfenster hin, aber setzte sich still wieder zurück.

„Was schenktest Du den Kindern?" fragte ich ihn.

„Mein Bild."

„Und was hattest Du ihnen außerdem schenken wollen?"

„Das ihrer Mutter."

„Du bekannst Dich?"

„Ja."

„Was wird es mit dem Freiherrn werden?"

„Fragst Du mich als Kriminalrichter?"

„Nein, nur als Dein Freund."

„Der Freiherr wird nach Amerika auswandern."

„Allein?"

„Mit seiner Verlobten."

„Und die Kinder?"

„Ich konnte sie ihnen nicht nehmen."

„Braver, edler Freund —"

„Lobe mich nicht."

„Darf ich noch mehr erfahren?"

„Was wäre es?"

„Was sich im Schlosse zugetragen hat und zugetragen hatte?"

Er sann eine Weile nach.

„Nein," sagte er dann. „Es muß mit mir und mit ihnen sterben. Ich bin es dem Namen schuldig, den meine Enkel tragen. Aber eine Frage sollst Du mir beantworten. Giebt es einen Unterschied zwischen Jemanden, der einen Menschen mit kaltem Blute um's Leben bringen kann, und einem Andern, der in Aufregung, in einer Aufregung, die ihm den Geist und die Sinne verwirrt, einen Menschen erschlagen hat?"

„Es ist ein Unterschied zwischen Beiden.“

„Und welcher?“

„Wer mit kaltem Blute, mit ruh igerUeberlegung einen Menschen tödten kann, ist ein entmenschtes Wesen, das durch seine That sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hat.“

„Und der Andere?“

„Ist ein Unglücklicher, dem zwar nicht das Gesetz, aber der Mensch verzeihen kann.“

Er drückte mir die Hand.

Dann sann er noch einmal einen Augenblick nach. Hierauf sagte er:

„Und nun doch noch ein paar Worte. Mein Schwiegersohn war heftig. Meine Tochter war reizbar. Kann man da an einen Mord glauben? Aber wie, wenn die Beiden an jenem schrecklichen Abende vor dem Feuer noch durch einen Zufall zusammengetroffen wären, allein, ohne Zeugen — nein, nicht ohne Zeugen — wenn ein alter, treuer Diener ein unfreiwilliger und unbeachteter Zeuge gewesen wäre einer plötzlichen, vielleicht unbewußten Gewaltthat, eines entsetzlichen Unglücks, dem verdeckend und verbergend das zweite Unglück, als eine Wohlthat, folgte —“

Wir hatten uns nichts mehr zu sagen.

Wer steht, der sehe zu, auf daß er nicht falle.

Es herrschte die volle Stille und Dunkelheit der Nacht.

Auch das Schloß lag still und dunkel da. Kein Fenster in dem großen, schönen Gebäude war erleuchtet; kein Laut drang aus seinem Innern heraus. Ebenso lautlos und tief finster war es rund umher, auf dem weitläufigen Hofe, in dem Parke, der unmittelbar hinter dem Schlosse nach allen Seiten sich weit ausdehnte. Nur an einer einzigen Stelle sah man Leben und Bewegung.

Ein Nebenpförtchen an der Rückseite des Schlosses führte vermittelst einer kleinen schmalen Freitreppe in den Park.

Oben an der Freitreppe stand eine Mannesgestalt. Der Mann hatte sich an den Pfosten der Thür, fast in die Thür hineingedrückt. So konnte, wer auch nahe vorbeikam, ihn in der Dunkelheit nicht gewahren. Er stand wie auf Wache, er wartete auf Etwas. Er war zuletzt ungeduldig

geworden. Da bewegte er sich, aber vorsichtig, leise, unhörbar. Er lauschte durch die Thür nach innen; er bog den Kopf vor, um oben nach einem der Fenster hinaufzusehen.

Die Fenster blieben dunkel. Aber in dem Innern des Gebäudes mußte er etwas gehört haben. Er trat einen Schritt weit aus der Thüre heraus.

Im Augenblicke nachher hörte man in der Thür sich leise einen Schlüssel drehen.

Der Mann trat zu ihr zurück.

„Amalie!“ flüsterte er.

Die Thür wurde von innen geöffnet.

Eine Frauengestalt trat hervor, schnell, eilig, rasch.

„Endlich!“ sagte sie.

Sie ergriff die Hand des Mannes. Sie wollte mit ihm die Stufen der Treppe hinuntereilen.

„Einen Augenblick!“ sagte leise der Mann.

Sie stand.

Er wandte sich nach der Thür zurück, die offen geblieben war. Er zog sie zu, er verschloß sie; den Schlüssel steckte er zu sich.

„Wozu die Vorsicht?“ fragte die Frau.

„Wir sind um so sicherer.“

„Sicher?“ rief die Frau. „Ich bin frei.

Endlich, endlich! Und nun fort! Fort für immer! für alle Zeit!“

Sie rief es laut.

Wenn das Herz jubelt und laut aufjauchzen muß, dann kann der Mund nicht leise reden. Sie umschlang den Mann, sie flog mit ihm die Treppe hinunter. Sie eilten in ein Bosket, das wenige Schritte vor ihnen sich ausbreitete. Zwischen den Bäumen und Gesträuchen machte die Frau Halt. Sie zog ein Kästchen hervor. Sie übergab es dem Mann.

„Hier, Max. Verwahre es wohl.“

„Was ist darin, Amalie?“

„Unser Vermögen. Nein, Deines. Es gehört Alles Dir. Es ist eine halbe Million, in Banknoten, Juwelen.“

„Amalie!“ sagte der Mann zweifelnd, ungewiß. Ihre großen dunklen Augen blitzten durch das Dunkel der Nacht.

„Du hältst mich für eine Diebin?“ rief sie stolz. „Es ist Alles mein! Noch mehr gehörte mir.“

Der Mann steckte das Kästchen zu sich.

„Verzeihe mir, Amalie.“

Er wollte weiter. Jetzt hielt sie ihn auf.

„Halt, Max! Drei Worte vorher. Liebst Du mich?“

„Amalie!" sagte der Mann wieder, aber vorwurfsvoll.

„Du hast Recht, Max," rief sie. „Aber wirst Du mich immer lieben? — Antworte noch nicht. Schwöre nicht! Du willst es. Du sollst es! Du sollst mir schwören, daß Du mich immer lieben, daß Du mich nie und nimmer verlassen willst, es möge kommen und geschehen was wolle, oder Du sollst — Doch vorher höre mir zu! Erst dann will ich Deinen Schwur oder, Max, Deine That."

Sie war in Aufregung, in Leidenschaft. Es war eine heftige, glühende Leidenschaft, aber es war auch etwas Großes, Hohes darin. So fuhr sie fort:

„Ich liebe Dich, Max, wie nie wieder ein Weib Dich lieben kann. Ich mußte Dich so lieben, ich mußte es immer und immer. Ich mußte Dein, Du mußtest mein sein, oder der Wahnsinn hätte mich erfassen müssen. Du bist mein, wir gehören einander. Ich mußte Abschied von allem Anderen nehmen, das in diesem Leben mein war, dem ich angehöre — dem ich angehörte. Ich mußte es, denn nur Dir allein, nur Dir ganz wollte, konnte, mußte ich angehören. Ich habe den Abschied genommen, heute, soeben, in dieser Stunde, auch von meinem —. Ach, Max, es war ein schwerer

Abschied, das Herz blutete mir — aber Du siehst mich an Deiner Seite voll Liebe, voll Glück in meiner Liebe. Aber auch in Deiner Liebe, Max. Könnte sie mir einmal fehlen, könnte sie erkalten, könnte ich Dir gleichgiltig werden, könntest Du mich verlassen — Max, wie ich jetzt wahnsinnig werden könnte vor Glück, vor Liebe, vor Seligkeit, so würde dann der furchtbarste Wahnsinn des furchtbarsten Elends, die Raserei der Verzweiflung mich ergreifen. Und nun schwöre mir, Max, schwöre mir Liebe, Treue, schwöre mir, daß Dein Herz mich lieben soll bis zum Tode, über den Tod hinaus, über Deinen, über meinen Tod. Und kannst Du es nicht schwören, kannst Du dem eigenen Herzen nicht vertrauen, ist es Dir Wahnsinn, jetzt schon Raserei der Liebe, was ich von Dir fordere, dann — hier, nimm dies, stoße mich nieder, stoße mit dem Herzen, das mich noch liebt, mir das Messer in das Herz, das immer und ewig nur Dich, nur Dich allein lieben kann. Laß mich jetzt sterben, da Du mich noch liebst, in Deinen Armen, an Deinem Herzen. Und nun wähle, Max! Aber prüfe Dich, schwöre nicht falsch — o, tausendmal lieber tödte mich."

Sie hatte einen Dolch hervorgezogen; sie wollte ihn seinen Händen aufdringen. Ihre Augen

flammten, ihr Gesicht war bleich, ihr Busen wogte. Aber kein Weib konnte schöner sein, als sie es war, in oder trotz dieser Aufregung und Leidenschaft. So leuchtete sie wie ein wunderbares Bild der Schönheit in der dunklen Nacht. Und an dem schönen Weibe hingen trunken die Blicke des jungen Mannes.

„Behalte den Dolch, Amalie,“ sagte er. — „Ich schwöre Dir, was Du verlangtest. Liebe und Treue bis zum Tode, über den Tod hinaus, so wahr Gott meiner Seele gnädig sein wolle.“

„Und so sei Gott Deiner Seele gnädig!“ sprach sie feierlich.

Dann ergriff die Gluth der Leidenschaft sie wieder.

„Mensch, Mensch, wie liebe ich Dich! So hat nie ein Weib einen Mann geliebt! So kann nie wieder ein Weib lieben!“

Sie schlang ihre beiden Arme um seinen Nacken, sie preßte ihn an sich, ihre Lippen auf seinen Mund. Und der junge Mann umschlang sie, das hohe, schlanke und doch so üppige, schöne Weib, und seine Lippen brannten auf den ihrigen.

„Und nun fort!“ rief sie dann. „Wir gehören uns für unser Leben. Uns kann nichts mehr trennen.“

Sie sprach es ruhig, groß, edel. Konnte dieses Weib mit der wilden, unbändigen Leidenschaft edel sein?

Sie eilten weiter in den Park hinein. Der junge Mann machte den Führer. Er suchte verborgene, zwischen Spalieren sich windende, durch Gebüsche sich schlängelnde Pfade auf. Er war aufmerksam auf Alles. Sie mußten Gefahr befürchten. Sie sprachen nicht davon. Sie eilten in Stille und Dunkel der Nacht durch den weiten Park. Sie kamen an das Ende des Parks. Eine Hecke umschloß ihn. Sie gingen an ihr entlang. Hinten, wo sie sich bog, war ein Pförtchen. Nach dem Pförtchen lenkten sie ihre Schritte. Sie gingen langsamer, leiser, vorsichtiger. An den Park grenzte die kleine Stadt. Unmittelbar jenseits der Hecke lief ein Weg, der um den ehemaligen Stadtwall führte. Der Wall war schon vor Jahren abgetragen und mit den Gärten vereinigt, die zu den äußersten Häusern der Stadt gehörten. In dem Wege jenseits der Hecke konnten Menschen sein. In den Gärten konnte noch waches Leben herrschen. Die Mitternacht war zwar vorüber, aber es war eine warme, würzig duftende Frühlingsnacht. In einigen Häusern sah man noch Licht.

Nach einem der Lichter zeigte die Frau. „Das Haus Deiner Mutter, Max!“

„Und, Amalie, die Wiege unserer Liebe!“

„Von dort aus sahst Du mich zum ersten Male.“

„Und ich liebte Dich, wie ich Dich sah.“

„Und auch ich hatte Dich gesehen, und Dein Bild, Deine edle Gestalt, Deine Augen voll Muth, voll Treue, voll echter Manneskraft, das Alles erfüllte mein Herz, meine ganze Seele, war seitdem mein Wachen, mein Träumen, mein Leben.“

„War es anders mit mir, Amalie?“

„Und ich mußte Dein werden, Max, von dem Augenblicke an. Das stand fest in meiner Seele. Und ein Anderes war plötzlich auf einmal klar in mir geworden. Ich war bisher nur unglücklich gewesen, tief, schwer unglücklich, aber das Schmachvolle meiner Fesseln hatte ich nicht gefühlt. Auch das, das allein stand auf einmal vor mir, brennend mit Flammenzügen, mich verzehrend. Ich fühlte die wildeste Gluth der Scham in meinem Gesichte brennen. Ich konnte vor Deinem edlen Bilde die Augen nicht aufschlagen. Aber ich mußte sie doch wieder zu Dir erheben. Deine hohe Gestalt, Dein blitzender Muth, Deine Mannesehre, die aus Deinem ganzen Wesen sprach, sie richteten in dem Augenblicke, da sie mich niederdrückten, zugleich mich wunderbar wieder auf, und mit anderen

Flammenzügen stand es auf einmal wieder in meinem Herzen geschrieben: nur er, nur er kann mich aus dieser Schmach befreien, und er muß, er wird es, wenn ich nicht im Wahnsinn mir den Dolch in die Brust stoßen soll. Und Du hast mich befreit, gerettet, die Entehrte, Verworfene!"

„Die Entehrte? die Verworfene?" fragte der junge Mann. „Was macht Dich so ungerecht gegen Dich, Amalie? Du warst die Gattin eines Verworfenen. Konnte das Dich verworfen machen? Dich, Reine, Edle?" —

In der schönen Frau zuckte plötzlich etwas heftig auf.

„Max!" rief sie. Aber als sie mehr sagen wollte, zitterte ihre Stimme, und sie mußte nach ihrem Herzen greifen, als wenn ein furchtbarer Schmerz es ihr zersprengen wollte. In ihren Augen standen Thränen. Ihr Schritt war langsamer geworden. Sie mußte ihn ganz hemmen. Sie nahm sanft die Hand des jungen Mannes; sie legte sich weich an seine Brust und sagte mit ruhiger, klarer, inniger Stimme.

„Nicht wahr, Du theurer Mann, ich bin Dein und Du bist mein und so soll es immer bleiben?"

Und der junge Mann drückte fast feierlich einen Kuß auf ihre Stirn und erwiederte ihr fest

und treu: „So ist es, Amalie, und so soll es bleiben, immer und immer.“

Sie blieb ruhig. Er wurde stiller und glücklicher an ihrer Seite. So gingen sie weiter. Er sollte noch glücklicher werden.

Sie waren nur noch wenige Schritte von dem Pförtchen entfernt, durch das sie den Park verlassen mußten. Sie waren gerade dem Hause gegenüber, nach dem vorhin die Frau gezeigt hatte, als dem Hause der Mutter des jungen Mannes. Sie konnten es noch deutlicher sehen. Nur ein einziges Fenster war darin und nur schwach erhellt. Nach dem Fenster richtete die Frau wieder ihren Blick.

„Deine Mutter schläft dort, Max?“ fragte sie ihren Begleiter.

„Es ist das Stübchen meiner Schwester,“ antwortete der junge Mann. „Und —“ wollte er fortfahren, aber er brach ab.

„Und sie schläft nicht, Max?“ sagte die Frau.

„Sie schläft nicht.“

„Aber sie arbeitet!“

„Sie arbeitet — für ihre Mutter.“

Der junge Mann sagte es wehmüthig und doch so stolz.

„Max!“ sagte die Frau.

„Was wünschest Du, Amalie?"

„Ich leite die Scheidung gegen meinen Mann ein. Wir werden dann eheliche, treue Ehegatten werden."

„Wir werden es mit Gottes Hülfe werden, Amalie."

„Wir sind reich; Du trägst eine halbe Million bei Dir. Wir suchen den schönsten Fleck der Erde auf, um uns darauf niederzulassen. Er soll uns zur Heimath der Liebe, des Glücks werden, und damit er das ganz werde, darf Deine Schwester nicht mehr arbeiten, und Deine Mutter auch nicht mehr. Sie werden uns folgen, sie werden bei uns leben."

Auch die Augen des jungen Mannes waren feucht geworden. Er drückte warm die Hand der Frau. „Edles Herz!" rief er.

Edles Herz! — Durfte er es jenem wild leidenschaftlichen Herzen zurufen, der Frau, die sich ihm eine Entehrte, eine Verworfene genannt hatte? Aber hatte nicht jenes Herz auch so still, so weich, so klar werden können? Und hatte er nicht schon ihr sagen müssen, daß sie keine Verworfene ist, weil sie die Gattin eines Verworfenen sei? Aber hatte es dann nicht doch auf einmal so heftig in ihr aufgezuckt?

„Edles Herz!“ rief er. „Du denkst an sie, und Du hast Dein Kind, Dein einziges, Dein hülfloses Kind verlassen müssen, das jener Unmensch um Deinetwillen —“

Die Frau unterbrach ihn.

„Mache mir das Herz nicht schwer, Max.“ Ihre Stimme zitterte doch wieder.

„Nein, nein,“ rief er. „Aber muß ich Dir denn nicht sagen, daß Du das schwerste Opfer gebracht hast, das eine Frau bringen kann, das Opfer des Mutterherzens, und daß mein Herz nie, nie Dir dankbar genug dafür wird sein können?“

„Liebe mich nur, Max,“ sagte die Frau. „Liebe mich nur immer mit Deinem braven, treuen Herzen.“

„Und das werde ich.“

Sie hatte es wieder ruhig und innig gesprochen. So hatte er ihr geantwortet. Sie hatten sich an den Händen angefaßt. Hand in Hand gingen sie schweigend weiter.

Der junge Mann war ganz glücklich in seiner Liebe zu dem schönen Weibe, das mit der vollen Gluth des kräftigen und edlen Herzens — hatte er ihr Herz anders als edel kennen gelernt? — ihn wieder liebte.

Und sie — ja auch ihr Herz war nur glücklich, selig; mit jener Kraft, mit jener Gluth

konnte, mußte es so sein, trotz des Opfers, dessen Erinnerung auf einen Augenblick ihr Glück hatte trüben wollen.

Sie gingen, Hand in Hand, still, glücklich, weiter. Sie erreichten das Pförtchen. Sie machten Halt an ihm. Die Frau zog einen Schlüssel hervor. Der junge Mann nahm ihn, um das Pförtchen aufzuschließen.

Vorher spähte er durch das Gitter in den Weg auf der andern Seite. Es war Alles still dort. Es schien Alles sicher zu sein. Er wollte den Schlüssel in das Schloß des Pförtchens stecken. Aber der Schlüssel ging nicht hinein.

„Der Schlüssel paßt nicht," sagte er zu der Frau.

„Aber es ist der rechte. Ich habe immer damit aufgeschlossen."

Er versuchte den Schlüssel noch einmal. Es war noch einmal vergeblich. Sie nahm ihn. Auch ihr Versuch schlug fehl.

„Was ist das?"

Sie untersuchten das Schloß.

„Ach, es steckt ein Schlüssel darin — auf der andern Seite."

„Mein Mann!" rief die Frau.

„Es wäre sein Schlüssel?“ fragte der junge Mann.

„So kann es nur sein, und dann wäre er in der Nähe und —“

Sie hatte ihre Stimme gedämpft, sie schwieg ganz.

„Du erwartest ihn vor zwei Uhr Morgens nicht zurück,“ sagte der junge Mann.

„Er kommt nie früher.“

„Und wir haben noch nicht ein Uhr. Hätte ein Verdacht ihn früher zurückführen können?“

„Unmöglich — und doch, wer kann es wissen?“

„Warum hätte er dann den Schlüssel in der verschlossenen Thür zurückgelassen?“

„Auch ich begreife es nicht.“

„Kehren wir um,“ sagte der junge Mann entschlossen.

„Wohin?“

„Nach der andern Seite des Parks. Ich kenne dort eine Oeffnung in der Hecke.“

„Aber wir sind dort weiter von der Grenze entfernt, und wenn mein Mann wirklich in der Nähe ist und wir verfolgt werden —“

„Gerade auf jener Seite wird er uns nicht vermuthen.“

Die Frau hatte keine Einwendung mehr. Sie

folgte dem jungen Manne. Sie waren von der Hecke zurückgetreten. Sie horchten noch eine Weile nach ihr hin. Sie hörten nichts. Sie kehrten nach der Mitte des Parks zurück. Dann schlugen sie sich rechts einem kleinen Gehölze zu. Sie gingen eilig, sie sprachen im Gehen nur über das Nächste.

„Durch das Pförtchen hätten wir in gerader Richtung die Grenze gewinnen können; wir wären in zehn Minuten da gewesen.“

„Und jetzt?“ fragte die Frau.

„Müssen wir einen Umweg von fast einer halben Stunde machen. Aber wir haben den Vortheil, immer im Walde zu bleiben. Das Parkgehölz, in dem wir hier gehen, schließt sich unmittelbar an den Grenzwald an. Nur eine Hecke, vielmehr ein Zaun, trennt sie.“

„Und in dem Zaun kennst Du eine Oeffnung?“

„Ich habe sie selbst gemacht, um unbemerkt in den Park und zu Dir kommen zu können. Sie ist kaum zu sehen. Zudem verdeckt ein Flieder sie, der dort unmittelbar an dem Zaune steht, und in der Nähe ist weder Weg noch Steg.“

„Wir wären also sicher?“

„Vollkommen. Du mußt nur länger und unbequemer in der finsteren Nacht auf dem unebenen Waldboden gehen.“

„Dein Arm wird mich desto länger und sicherer stützen.“

Sie lächelte ihm freundlich zu. Sie legte schon jetzt ihren Arm fester in den seinigen. Er drückte ihre Hand. Sie waren Beide wieder ruhig; sie waren nur einen Augenblick besorgt gewesen. Sie erreichten den Zaun des Parks. Sie sahen an dem Zaun einen Flieder vor sich. Er blühte schon. Die weißen Blüthen leuchteten ihnen hell durch die Nacht entgegen. Sie waren das Einzige, was in der doppelten Dunkelheit der Nacht und des Waldes zu unterscheiden war. Die tiefste Stille herrschte in dieser Dunkelheit, an dem abgelegenen, von Weg und Steg entfernten Orte. Es konnte Einem unheimlich werden, in der Dunkelheit, in der Stille, in der Abgelegenheit.

„Sind wir hier ganz sicher?“ fragte die Frau.

„Vollkommen,“ wiederholte der junge Mann. „Ich bin hier noch nie einem Menschen begegnet.“

Sie gingen auf den weißen Flieder zu. Sie erreichten ihn. Sie blieben an ihm stehen. Sie horchten. Die tiefste Stille blieb um sie her. Es war wie eine Todtenstille.

„Komm,“ sagte der junge Mann.

Er flüsterte es doch unwillkürlich leise, kaum hörbar. Sie gingen an dem Flieder vorüber.

Sie standen vor einer schmalen Oeffnung in dem Zaune.

„Du zitterst, Amalie," sagte der junge Mann zu seiner Begleiterin.

„Nein," erwiderte sie. Sie zitterte doch.

„Einen Augenblick," sagte er.

„Was willst Du?"

„Ich will nachsehen, ob drüben Alles sicher ist."

Sie hielt ihn zurück. Der Zaun war hoch und dicht. Um zu sehen, ob es auf der andern Seite sicher sei, mußte der junge Mann in, durch die Oeffnung treten. Er trat in sie. Er erhob den Fuß, um weiter zu gehen, einen halben Schritt nur. Er wurde zurückgehalten. Eine derbe, kräftige Faust hatte ihn an der Brust ergriffen. Eine breite Riesengestalt stand vor ihm.

„Halt!" rief der Mensch.

„Mein Mann!" taumelte die Frau zurück.

Der junge Mann lag am Boden. Die kräftige, derbe Faust hatte ihn in die Höhe gehoben, fast wie ein Spielwerk, in der Luft ihn geschüttelt, ihn dann gewaltsam niedergeworfen. Auf den Niedergeworfenen setzte der Angreifer seinen Fuß. Auf seiner Brust kniete er dann nieder. Die ganze Last seines schweren Körpers drückte auf den jungen Mann, benahm ihm Athem, Kraft, fast das Bewußtsein.

Der Angreifer lachte höhnisch über ihm, blickte höhnischer zu der leichenblassen Frau hinüber, die in der vollen Bewußtlosigkeit des plötzlichen Entsetzens dastand, an den schwachen Zweigen des Flieders ihre schwankende Gestalt zu halten suchte.

„Ha," lachte der Mensch — der Gatte der schönen, leichenblassen Frau, — „da habe ich Euch ja doch gefangen. Die Falschheit sieht scharf, die Hinterlist kann mit ihren Augen die Nacht durchbohren, aber die Eifersucht sieht schärfer und weiter, als beide. Ihr sollt mir nicht entgehen. Und damit Ihr es ferner nicht könnt, komm her, Metze, und sieh', wie ein nichtswürdiger Buhle seinen Lohn empfängt."

Er hatte ein Messer in der Hand; er hielt es hoch empor, um es der Frau zu zeigen, und es dann in das Herz des Buhlen zu stoßen. Er war ein häßlicher Mensch, der Gatte der schönen, leichenblassen Frau. Groß und breit wie sein Körper, war auch das plumpe, gemeine, von Wein, Zorn und wilder Lust hochgeröthete Gesicht. Die wilde Lust war Mordlust. Mit ihr kniete er auf seinem Opfer. Der junge Mann unter ihm konnte sich nicht rühren. Der Last und der Kraft des Menschen, der auf ihm lag, waren seine plötzlich überwältigten und gelähmten Kräfte nicht gewach-

sen. Der Gedanke eines Widerstandes wäre der Gedanke der Ohnmacht, der Verzweiflung der Ohnmacht gewesen.

„Komm heran, Weib, Metze!" rief er noch einmal, der mordlustige Mann, freilich auch der beleidigte Gatte.

Und die Frau gehorchte. Sie kam heran, aber sie flog. Sie war noch leichenblaß, aber ihre Augen blitzten.

Sie gehorchte dem entsetzlichen Menschen, aber in der Hand den Dolch, den ihr vorhin der geliebte Mann ihres Herzens hatte in die Brust stoßen sollen. Sie hatte ihn aus dem Busen hervorgerissen. Er blinkte in ihrer Hand, blitzender als ihre Augen. Mit ihm kam, flog, stürzte sie heran, warf sich auf den Mörder des Geliebten.

Und er blitzte nicht mehr in ihrer Hand.

Er steckte in dem Herzen des Mörders, des Gatten.

Sie riß ihn wieder heraus und er blinkte wieder, aber von dunkelrothem Blute, und dunkelrothes Blut spritzte hoch empor aus dem Herzen, in das er hineingestoßen war.

Der hatte morden wollen, er war selbst gemordet.

Der Ermordete sank ohne einen Laut neben dem nieder, den er hat morden wollen.

Die Mörderin aber rief: „Mörder, da hast Du Deinen Lohn!" —

Dann sprach sie zu dem Geliebten: „Stehe auf, Max. Gehen wir weiter."

Der junge Mann erhob sich.

„Wohin?" fragte er weiter.

„Wohin?" sagte sie.

Ihre Augen blitzten nicht mehr. Ihr Gesicht war noch tiefblaß, aber es hatte feste Züge. Es glich einem schneeweißen Marmorgesichte. Mit den festen Zügen, mit dem ruhigen Auge blickte sie auf den Ermordeten. Mit fester, ruhiger Stimme sprach sie dann zu dem Geliebten:

„Sieh' nach ihm, Max, ob er todt ist."

Der junge Mann bückte sich nieder zu dem Gemordeten.

„Er ist todt," sagte er.

„Wohl, Max, so beantworte mir zwei Fragen."

„Frage, Amalie."

„Von welcher Hand ist er gefallen?"

„Amalie, Du hast mir das Leben gerettet."

„Beantworte meine Frage. Wer hat da den Mann gemordet?"

„Amalie, es war kein Mord. Es war Noth=

wehr. Kein Richter in der Welt kann es anders beurtheilen, Dein eigenes Gewissen nicht."

„Max, Max, Du kannst meine Frage nicht beantworten. Giebt es eine deutlichere Antwort, daß ich Mörderin bin? Und nun antworte mir auf meine zweite Frage, aber offen, offener, bei Deiner Ehre, bei Deiner Seligkeit. Kannst Du die Mörderin, die Mörderin ihres Gatten noch lieben, Max? Kann sie noch Deine Gattin werden?"

Auch der junge Mann war ruhig geworden.

„Sieh' mir in das Auge, Amalie," sagte er. „Die Sterne des Nachthimmels lassen Dich darin lesen. Was siehst, was liest Du in ihnen? Siehst Du ein einziges anderes Gefühl, einen einzigen anderen Gedanken darin, als die treueste, innigste, dankbarste Liebe des Mannes, der Dir jetzt Alles zu danken hat, dem Du das Leben gerettet hast, für dessen Leben Du Dein eigenes Leben wagtest, mehr als Dein Leben einsetztest? Du scheutest einen Mord nicht, um mich zu retten. Du nahmst ihn auf Dich, aus Liebe zu mir. Du wolltest ihn auf Dich nehmen. Denn ich wiederhole es Dir, Amalie, das ist kein Mord hier. Gegen einen Mörder übt man nur Nothwehr aus. Kein Gesetz in der Welt bestimmt es anders. Du bist keine Mörderin, aber Du bist meine Retterin,

an die mich jetzt, wenn es möglich wäre, noch festere, noch unauflöslichere Bande fesseln. Liest Du es in meinen Augen, Amalie, was meine Worte zu Dir sprechen?"

Er sah sie mit voller Liebe an. Sie las in seinen Augen die volle Liebe. Sie reichte ihm die Hand.

„Du liebst mich, Max," sagte sie. „Und so gehen wir."

„Wohin?" fragte er noch einmal.

„Zum Schlosse zurück."

„Wie?"

„Führe mich. Gieb mir Deinen Arm. Ich bin das schwache Weib und Du bist der starke Mann. Meine Kräfte wollen mich verlassen. Hier bleiben dürfen wir nicht. Führe mich, auf dem Wege erkläre ich Dir Alles."

„Und der Todte?" fragte der junge Mann noch.

„Er muß bleiben, wie er da liegt, ganz so."

Sie nahm seinen Arm. Sie mußte sich fest darauf stützen. So kehrten sie in das Innere des Parkes, zu dem Schlosse zurück. Den Todten ließen sie liegen, wie er da lag. Sie gingen zurück durch die Dunkelheit und Stille der Nacht und des Waldes. Im Gehen sprach die Frau:

„Ich handelte im Stande der Nothwehr, Max, sagst Du? Ist es Deine wahre Ueberzeugung?"

„Bei Gott, Amalie. Hätte ich anders gehandelt, hätte ich anders handeln können, wenn Dein Leben so bedroht gewesen wäre? Hättest Du anders handeln dürfen, wenn Jemand das Leben Deines Kindes so bedroht hätte?"

„Aber wir waren im Unrechte gegen ihn, Max. Ich war seine Gattin."

„Und gab unser Unrecht ihm das Recht, mich zu tödten?"

„Gab sein Unrecht mir das Recht?"

„Er war der Angreifer; nicht Du, nicht ich habe ihn angegriffen. Du hast nur seinen Angriff abgewehrt, den Angriff gegen mich, den Wehrlosen. Du thatest nur, was ich gethan hätte, was ich für mich hätte thun dürfen, thun müssen, wenn mir dazu die Kräfte zu Gebote gestanden hätten. Und was das Mittel der Abwehr betrifft, gab es in unserer Nähe ein anderes? Kein Gesetz verordnet anders, kein Richter kann anders entscheiden."

„Du magst Recht darin haben, Max," sagte die Frau. „Ich kenne Eure Gesetze und Eure Gerichte nicht. Aber ich habe doch einmal einem Menschen das Leben genommen, und es

war mein eigener Gatte, der Vater meines Kindes. Und in meinem Innern spricht laut eine Stimme, lauter als die Stimme aller Eurer Gesetze und Gerichte sein kann, daß ich ein schweres, ein blutiges Unrecht gethan habe."

„Es ist die Aufregung des Augenblicks, Amalie, der ungewohnte Anblick des Blutes. Es zeugt von der Bravheit Deines Herzens, von der Reinheit, von der Aengstlichkeit Deines Gewissens. Aber wo nicht einmal die Welt verdammen kann, da wird, da muß auch Dein Herz, Dein Gewissen Dich wieder freisprechen."

„Ich will Dir auch das zugeben," sagte die Frau. „Aber höre mir weiter zu, Max. Worauf soll, worauf muß die Welt ihr Urtheil über uns gründen? Der Todte dort wird gefunden werden. Was werden die Gerichte thun, wenn sie den Leichnam finden? Werden sie nicht einen Mord annehmen und zu allererst nach dem Mörder forschen?"

„Gewiß."

„Und wenn wir Beide nun auf einmal verschwunden sind, und wenn die Zeit des Mordes zusammentrifft mit der Zeit unseres Verschwindens, was wird man dann annehmen? Wird man uns nicht für die Mörder halten?"

„Amalie —"

„Wird man, oder wird man nicht?“

„Man wird.“

„Und was wird man dann weiter thun?“

„Man würde uns mit Steckbriefen verfolgen, uns nachsetzen —“

„Und uns einholen und als Verbrecher, als Mörder zurückbringen, Max, oder auch nicht einholen, nicht zurückbringen, aber in beiden Fällen uns als die Mörder verurtheilen und verdammen. Meinst Du nicht, Max?“

„In beiden Fällen, Amalie?“

„Zweifelst Du in der That daran, Max? Nimm an, Du seiest in dieser Sache der Richter, Du sollest urtheilen über das angeklagte Paar, über die Frau, die mit ihrem halben Vermögen heimlich dem Manne entlaufen ist, über den jungen Mann, der mit ihr durchgegangen, in die weite Welt geflohen ist, Ehre, Stellung, Verwandte, Freunde, Alles verlassend. Du hättest als Richter das Paar mit Steckbriefen verfolgen lassen, sie wären in dem Momente ergriffen, als sie auf dem Schiffe Europa verlassen wollten, um für immer dem Arme der Gerechtigkeit sich zu entziehen. Sie werden vor Dich geführt. Sie können, sie wollen nicht leugnen, den Mann umgebracht zu haben; aber Verbrecher, Mörder wollen sie

nicht sein. Der Todte war der Verbrecher; er wollte sie morden. Sie wehrten sich nur gegen ihn. Sie mußten es; sie waren im Stande der Nothwehr. Sie, Zwei gegen den Einen!" — „Haben Sie Beweise?" würde der Richter uns fragen. Hätten wir Beweise, Max? — Du hast keine Antwort. Jetzt schon nicht?"

Der junge Mann hatte keine Antwort.

Die Frau fuhr fort:

„So laß uns annehmen, wir werden nicht gefangen, nicht zurückgeführt, nicht vor den Richter gestellt. Wie steht dann unsere Sache? Wird dann nicht die Welt uns erst verdammen? Wir wären fort, meinst Du vielleicht? Aber ist nicht Deine theure, alte, kranke Mutter hier? Ist nicht Deine Schwester hier, das edle Kind, die die Nächte durch arbeitet, für die alte, kranke Mutter? Und, Max, werden sie auch uns nicht verdammen müssen, den eigenen Sohn und Bruder, wie sehr er ihre Freude, ihr Stolz, ihr Alles war? Wir wollten ihnen eine glückliche Zukunft bereiten, sie sollten uns folgen; werden sie je mit Mördern Gemeinschaft haben können?"

Der junge Mann hatte wieder keine Antwort.

Die Frau aber war immer klarer, sicherer und muthiger geworden, und so sprach sie weiter:

„Max, ich liebe Dich über Alles. Ich liebe mit Dir, in Dir Deine theuren Verwandten, Deine Ehre, Deinen edlen Namen. Für meine Liebe ist mir kein Opfer zu schwer. Auch Du liebst mich. Kannst auch Du der Liebe ein Opfer bringen?"

„Der Liebe zu Dir, jedes," sagte der junge Mann. „Fordere."

„Ich kehre in das Schloß zurück. Ich war nur eine Stunde fort. Alles schlief, als ich ging. Sie schlafen noch. Niemand sah mich gehen. Niemand wird mich zurückkommen sehen. Niemand kann ahnen, daß ich fort war. — Weiß Jemand, daß Du hier bei mir bist?"

„Kein Mensch in der Welt."

„Und kein Mensch in der Welt weiß, oder hat nur eine Ahnung davon, daß wir uns kennen, daß wir nur ein einziges Mal uns gesehen haben. Nur der Todte hatte den Verdacht, und er hatte Recht, die Eifersucht sieht schärfer, als jedes andere Auge. So thut nur noch Eines noth: es darf auch ferner Niemand wissen, Niemand ahnen, daß wir uns jemals gesehen haben. Wir müssen uns trennen. Das ist das Opfer, das wir bringen müssen. Ich bleibe als Wittwe hier. Du kehrst nach drei Tagen, wenn Dein Urlaub zu

Ende ist, in Deine Garnison zurück. Dein Name kommt nicht über meine, der meinige nicht über Deine Lippen."

Sie machte eine Pause. Es schien ihr schwer zu werden, das auszusprechen, was sie weiter zu sagen hatte.

„Und dann, Amalie?" fragte der junge Mann.

Sie faßte sich ein Herz.

„Und dann, Max, sehen wir uns in diesem Leben nicht wieder."

„Amalie!"

„Es muß so sein!"

„Und Du liebst mich? Und Du fragtest mich, ob ich Dich noch liebe, ob Du noch meine Gattin werden könntest?"

„Ja, ich liebe Dich, und ich fragte Dich so. Und gerade darum muß es so sein, wie ich es aussprach. Ich bin keine Mörderin, sagtest Du. Ich habe nur im Stande der Nothwehr für Dich, für die Rettung Deines Lebens gehandelt! Ja, es ist so, und darum bleibe ich hier, und von Dir und von mir soll kein Mensch etwas erfahren. Wäre ich eine Mörderin, meinst Du, ich könnte mit dem Bewußtsein des schwersten Verbrechens noch eine einzige glückliche Stunde meines

Lebens haben? Selbst an Deiner Seite, an der Seite des Mannes, den ich über Alles liebe, von dem ich in jeder Stunde denken müßte: jetzt bin ich ihm die gemeine, dem Henker verfallene Mörderin, die er ohne Abscheu, ohne Grauen nicht mehr ansehen kann. Wäre ich eine Mörderin, Max, mein Weg könnte nur ein einziger sein, er ginge von hier zum Gerichte, um mich als die Mörderin zu stellen, den Schein der Mitschuld von Dir abzuwälzen und mich dem Beile des Henkers zu überliefern. Aber ich habe den Mann nicht mit kaltem Blute erschlagen; ich bin keine gemeine Mörderin, Du hast Recht, und auch ich fühle es jetzt, daß ich jenes entsetzliche Beil des Henkers nicht verdient habe. O, ich habe ja so viel, so schwer und so lange tragen, leiden und dulden müssen und so Schmachvolles, und nun wollte er Dich mir rauben, Dein schönes, edles Leben. — Nein, nein, ich habe jenes Beil nicht verdient, ich habe zuviel gelitten und erduldet, als daß ich der Gerechtigkeit der Menschen und ihrer Gesetze noch verfallen müßte. Aber etwas Anderes habe ich verdient, haben wir Beide verdient, und wir Beide müssen es auf uns nehmen. Ich habe freiwillig meinem Gatten, dem Vater meines Kindes, das Leben genommen, und wir

Beide haben durch Verrath an ihm uns in die Lage gebracht, daß ich so handeln mußte. Dafür müssen wir eine Buße auf uns nehmen. Und diese Buße kann nur sein, daß wir unserer Liebe jenes Opfer bringen, das ich von Dir fordere; wir müssen unsere Liebe selbst zum Opfer bringen. Nein, nicht unsere Liebe, aber das Glück der Liebe. Wir lieben uns, wie wir uns nur je geliebt haben. Du hältst mich noch würdig, Deine Gattin zu werden. Und ich — o Max, Du bist und bleibst mir der treueste, der beste, der edelste Mensch, den ich kenne. Aber wir müssen uns trennen, trennen für immer, für dieses Leben. Unser Glück sei jenes Bewußtsein unserer gegenseitigen reinen, treuen Liebe; aber auch unser Opfer selbst sei es, unser Muth, unsere Kraft, daß wir eine solche Buße auf uns nehmen konnten. Weißt Du Besseres, mein armer Max?"

Die Frau fragte das doch mit gebrochener Stimme. Sie hatte einen großen Entschluß gefaßt. Sie hatte ihn gefaßt mit ihrem ganzen glühenden, aber wahrhaftig edlen Herzen. Er hatte sie gehoben. Aber wenn ihr auch die volle Kraft ihres Innern blieb, die äußeren Kräfte wollten ihr versagen.

Und der junge Mann? „Armer Max!" hatte

die Frau zu ihm sagen müssen. Und auch Besseres wußte er nicht.

„Es ist ein großes Unglück über uns hereingebrochen, Amalie,“ sagte er. „Aber wir selbst haben es mit frevelnder Hand über unsere Häupter beschworen. So müssen wir es tragen, so müssen wir büßen.“

„O Du theurer, Du edler Mann!“ rief die weinende Frau.

Aber sie mußten sich trennen. Sie hatten das Schloß wieder erreicht. Sie trocknete ihre Thränen. Sie hatte wieder die Besonnenheit ihres großen Entschlusses.

„Wir müssen hier scheiden, Max,“ sagte sie. „Es wird eine strenge Untersuchung der Gerichte eingeleitet werden. Da muß Alles sein, wie es war. Nichts darf vermißt werden. Gieb mir die beiden Schlüssel, gieb mir auch das Kästchen zurück.“

Er gab ihr Alles.

„Und nun lebe wohl, Du Mann meiner Seele. Umarme mich nicht. Aber Deine Hand lege noch einmal in die meine, in die blutige. Lebe wohl, Max.“

Ihre Stimme versagte ihr. Wie mußte ihr das Herz bluten! Sie riß ihre Hand aus der sei-

nigen. Sie stürzte zu dem Schlosse, vor dem sie standen.

„Amalie, Amalie!“ rief er ihr nach. „Lebe wohl, Du geliebtes Weib.“

Sie hatte die kleine Freitreppe erreicht. Sie schloß leise die Thür auf. Sie verschwand durch sie. Sie schloß sie fast unhörbar hinter sich zu.

Der junge Mann stand allein. Um ihn her war noch die volle Dunkelheit und Stille der Nacht. Auch in dem Schlosse hörte und sah man nichts. — Er wartete noch eine Weile. Es blieb still und dunkel um ihn, auch im Schlosse. Nur oben über der kleinen Treppe schien hinter einem Fenster sich etwas zu bewegen. Es war das Fenster, zu dem der junge Mann ungeduldig hinaufgeblickt hatte, als er auf das Erscheinen der schönen Frau wartete. Es schien ein weißes Gesicht zu sein, was sich dort bewegte. Es schien dem jungen Manne zuzuwinken, als wenn sie ihm sagen wolle, daß Alles sicher und in Ordnung sei.

Der junge Mann ging auf das nahe Bosket zu. Er verschwand nach wenigen Schritten darin. Niemand hatte ihn gesehen.

Der junge Offizier stand an der Hecke des Parks. Es war nicht in jener Gegend, in der er mit

der Geliebten hatte durch das Pförtchen entfliehen wollen. Es war auch nicht an der andern Stelle, an der die Geliebte, um ihm das Leben zu retten, dem eigenen Manne das Leben genommen hatte. Fern von beiden Gegenden hatte er den Platz aufgesucht, an dem er den Park verlassen wollte.

Er wandte sich noch einmal um, nach der Richtung, in welcher das Schloß lag, von dem er kam. Seine Augen konnten es in der Dunkelheit der Nacht und in der Entfernung nicht sehen. Seine Liebe sah es desto deutlicher; sie war mitten darin.

„Welch' ein großes, welch' ein edles Herz! Das Unglück drückte sie nicht nieder. Es konnte sie nur erheben. Das Unglück? War es denn nicht ein Verbrechen? Ein Mord? Nein, nein! Es war nur ein großes, ein entsetzliches Unglück. Aber wir haben es selbst heraufbeschworen! War nicht das ein Verbrechen? Aber es war kein Mord. Jener Tod ist nur ein Unglück. Hatte denn Eines von uns an Blut, nur an Widerstand gedacht? Hatte ich sie aufgefordert, ihren Gatten zu tödten, um mich von ihm zu befreien? Und kann ihre Angst, ihr Schreck, ihre Verzweiflung, als sie mich unter den Mörderhänden sah, ihr zum Verbrechen angerechnet werden? Nein, nein und immer nein!

Wir sind keine Verbrecher. Und das Unglück? Müssen wir denn für unser ganzes Leben daran tragen? Auch sie, auch sie? Ach, wie sie mich liebt! Und ich sie! Und wir sollten für immer unglücklich werden? Wir sollten uns nie wieder sehen dürfen? Das Verbrechen, die Schuld, kann keine Zeit auslöschen. Aber das Unglück kann, muß sie mit sich nehmen, und den tiefsten Schmerz kann und muß sie heilen. Nie sollten wir uns wieder sehen? Mit aller dieser Liebe in unseren Herzen nicht? O, es war ein großer, ein edler Entschluß, der Entschluß des erhabensten Herzens, das von dem Unglücke getragen, gehoben wird. Aber das Unglück muß ja in der Zeit verschwinden, und dann —. Nein, nein, wir sind keine Verbrecher, keine Mörder! — Lebe wohl, Du Weib meines Herzens, lebe wohl. Wir sehen uns wieder!"

Er wandte sich zu der Hecke zurück. Er war mit einem Satze hinüber. Er war ein kräftiger, gewandter junger Mann.

Er war auf einem offenen Felde. Er durchschritt es. Er kam an ein kleines Gebüsch. Er ging daran vorüber. Er gelangte in einen Feldweg. Der Weg führte zu der Stadt. Er schlug ihn ein, nach der Stadt hin. Er erreichte diese.

Es war eine kleine, offene Landstadt, ohne Thor und ohne Mauern. Er trat in sie hinein. Es war zwei Uhr Morgens, in der ersten Hälfte des Monats April. Die Nacht herrschte noch mit ihrem vollen Dunkel; nur die Sterne am klaren Himmel warfen ihr Licht herunter, wohl schimmernd, aber nicht erhellend. Auch die Straßen des Städtchens waren dunkel. Sie hatten kein anderes Licht, als jenen Schimmer der Sterne, der sie nicht erhellte.

Der junge Offizier, der in sie hineingetreten war, suchte dennoch für seinen Schritt die dunkelsten Stellen auf; er ging dicht an den dunkelen Häusern vorüber, als wenn sie ihm schützend ihren Schatten leihen sollten. Auch die volle Stille der Nacht herrschte noch in dem Städtchen, und der junge Mann trat nur leise auf, sein Schritt war fast unhörbar, und wenn er zufällig hart auf einen Stein trat, daß es einen hallenden Laut gab, dann mußte er plötzlich und unwillkürlich um sich blicken, ob Niemand da sei, der ihn gehört habe.

„Warum erschrecke ich denn?" fragte er sich. „Bin ich denn auf bösen Wegen? Habe ich, haben wir etwas verbrochen? War es denn nicht Nothwehr? Kein Gesetz und kein Gericht der Welt kann es anders ansehen. Nur der Beweis fehlt

uns. Der fehlende Beweis kann das Gewissen nicht beschweren. Er ist nur ein äußerlicher Druck. Und auch er wird verschwinden."

Er ging weiter; aber wenn ihm auch der Schritt wieder leichter geworden war, leise und vorsichtig blieb er, wie vorher.

Es kam ihm Jemand auf der Straße entgegen. Er hemmte seinen Schritt ganz.

„Wo verberge ich mich? Der Mensch darf mich nicht sehen. Aber warum darf er mich denn nicht sehen? Warum muß ich mich vor ihm verbergen? Bin ich ein Dieb? Ein Verbrecher?"

Er sprach fast zornig. Er richtete sich stolz, höher auf. Aber er verbarg sich doch. Er war doch froh, als er gerade neben sich einen engen, tiefen, stockdunklen Zwischenraum zwischen zwei Häusern sah, in den er hineinschlüpfen konnte. Und er stand lange darin, bis der Vorübergehende längst fort war, und er stand mit angehaltenem Athem da, daß er das Klopfen seines Herzens hören konnte.

Er erreichte die Straße, in welcher das Haus seiner Mutter lag. Die Brust wurde ihm freier, seine Gedanken, sein ganzes Wesen. Seine Augen konnten wieder etwas Anderes, als nach dem Dunkel suchen, das ihn aufnehme, und nach den Stei-

nen, deren Wiederhall sein Fuß zu vermeiden habe. Und sie sahen etwas Anderes.

„Was ist denn das?"

Er war erschrocken. Er stand wieder still. Seine Augen starrten nach dem Flecke hin, den sie getroffen hatten.

„Und welche Stille!" sagte er leise.

Er wollte weiter gehen. Er hatte kaum zwanzig Schritte zu dem Hause seiner Mutter. Seine Augen suchten das Haus.

„Auch dort!" sagte er. Er schüttelte sich, als ob es ihm eiskalt über den Körper laufe.

„Ostermorgen!" stöhnte er.

Der Tag graute. Der junge Offizier hatte weite Umwege machen müssen, um, ohne Gefahr gesehen zu werden, die Stadt und das Haus seiner Mutter erreichen zu können. Hinten am Horizont tauchten graugelbliche Wolken auf. Sie warfen ihren blassen Schein in die Straße und ließen die Gegenstände in ihr erkennen.

Es war Ostermorgen. Da hatten die Leute in dem kleinen Städtchen am Abend vorher, bis in die Mitternacht hinein, und Manche wohl noch länger, zu dem Osterfeste die Häuser gescheuert und festlich geputzt, und Mauern, Fenster und Thüren, Klinken und Knöpfe an den Thüren,

Alles war so sauber und so blank, und vor jeder Hausthür war die Schwelle und der Stein, über den man hinaus in die Straße trat, bis in die Straße hinein mit feinem, schneeweißem Sande bestreut, und der feine weiße Sand leuchtete so festlich und so feierlich in den heraufdämmernden, stillen Ostermorgen hinein. Auch vor dem Hause der Mutter des jungen Mannes.

„Ostermorgen!" rief er entsetzt, und es war ihm eiskalt geworden. Tag der Auferstehung! Tag der Freude, des Festes und — des Mordes! „O, mein Gott, bin ich denn ein Mörder? Hat sie den Mann gemordet, und ich bin ihr Helfershelfer? — Nein, nein! Kein Gesetz, kein Richter —! Aber was sind alle Gesetze, alle Richter gegen das Gefühl, das mir da in der Brust brennt? Ostern! O, da sind sie Alle so fromm, so still und so klar, so ruhig und so glücklich, und in meinem Herzen — Mord, Mörder, Mörderin! ruft es darin. Ich sollte mit der Schwester zur Kirche gehen. Sie freute sich so sehr darauf. Ich hatte mich mit ihr darauf gefreut; ich wußte ja noch nicht —. Kann der Mörder in die Kirche gehen? Ja, ja, ich bin ein Mörder! Ich fühle es an diesem Schrecken, an dieser Todesangst. Und was nun weiter?"

Er stürzte wie bewußtlos zu dem Hause der Mutter. Die Thüre war verschlossen. Er wollte die Klingel ziehen. Da kehrte das Bewußtsein in ihm zurück. Aber es war das Bewußtsein der Angst.

„Die Magd würde mich hören! Und morgen, wenn der Todte gefunden wird —"

Ueber der Thür öffnete sich ein Fenster.

„Bist Du da, Max?" fragte leise eine weibliche Stimme hinunter."

„Ja."

„Klingle nicht. Die Mutter schläft. Ich werde Dir öffnen."

Das Fenster verschloß sich wieder.

„Meine Schwester!" sagte der junge Offizier. Es war, als wenn ihn ein neues Entsetzen ergriffen hätte. „Sie ist so ängstlich! Fast noch mehr, als die Mutter. Wenn sie in meinem Gesichte läse! Sie darf nicht."

Er nahm sich zusammen. Die Schwester öffnete die Thür.

„Tritt leise ein, Max, damit die Mutter nicht erwacht."

Sie hatte ihn nicht angesehen. Sie war in dem Augenblicke nur für den Schlaf der alten, kranken Mutter besorgt. Damit er diese bei seiner

Rückkehr nicht aufwecken sollte, hatte — sie gewacht.

Sie verschloß die Thür wieder. Sie ging leise mit ihm die Treppe hinauf. Sie wohnten oben. Er wollte sich oben von ihr trennen, um in sein Schlafzimmer zu gehen. Sie ließ ihn nicht.

„Du mußt vorher mit mir gehen, Max. Ich habe Dir etwas zu zeigen.“

Sie sagte es geheimnißvoll glücklich.

„Was ist es, Ernestine?“

„Ich habe das Schlummerkissen für die Mutter fertig bekommen. Du mußt es besehen. Morgen vor der Kirche schenken wir es ihr Beide. Du hast das Material gekauft; ich habe die Arbeit gemacht. Wie wird sie sich freuen! Wie freue ich mich schon jetzt! Du nicht auch, Max?“

„Gewiß. Aber Du hast wohl die ganze Nacht daran gearbeitet?“

„Nun ja. Aber wo warst Du denn die ganze Nacht, Herr Bruder?“

„Die Nacht war so schön —“

„Ei, ei! Doch davon nachher.“

Sie hatte ihn in ihr Stübchen gezogen. Es war dasselbe Stübchen, in welchem der junge Mann und die schöne Frau früher das Licht hatten

brennen sehen. Das Licht brannte noch. In seinem Scheine standen die Geschwister beisammen.

Ernestine war ein hübsches, frisches Mädchen von siebenzehn bis achtzehn Jahren. Der Ernst des Lebens war oft an sie herangetreten; man sah es dem feinen Gesichte an: es trug schon in dem frühen Alter Züge der Innigkeit, der Weichheit und zugleich des Nachdenkens, die unter frohem Scherz und Spiel sich so nicht hatten bilden können. Aber was auch, selbst Schweres und Bitteres, ihr hatte begegnet sein mögen, es hatte ihr einen frischen und sicheren Muth nicht nehmen können. Man sah ihr das so recht an dem frühen Ostermorgen an. Sie hatte die ganze Nacht durch gearbeitet, um das Geschenk für die Mutter zu vollenden; sie hatte dann noch lange gewacht und auf die Rückkehr des Bruders gewartet, damit er den Schlaf der Mutter nicht stören solle. Ihre Wangen waren wohl etwas blaß geworden und ihre Augen waren müde; aber doch war sie glücklich und fröhlich, daß sie ihn mit der Nachricht empfangen konnte, sie sei mit der Arbeit noch fertig geworden, und sie mußte, ehe sie sich zur Ruhe begab, dem Bruder die fertige Arbeit noch zeigen.

In ihrem Glücke, in ihrer unbefangenen

Fröhlichkeit sah sie auch den Bruder nicht genauer an.

Er war bleich. Sein Gesicht war eingefallen. Die Züge waren erschlafft, der Blick war wie erloschen. Man sah kein Unglück in dem Gesichte, nicht den Schrecken, nicht die entsetzliche Angst, die das Innere des jungen Mannes verzehrten. Er hatte das Alles gewaltsam zurückzudrängen, in sein Inneres zu verschließen gewußt. Aber man sah dem Gesichte dieses gewaltsame Zusammennehmen an und man konnte es nur mit Schrecken, mit Entsetzen ansehen; lange konnte die Fassung des jungen Mannes nicht vorhalten; brach sie zusammen, welches furchtbare Elend, welche Verzweiflung, welche Verzweiflung des Verbrechens mußte dann zum wahnsinnigen Ausbruch kommen! Auch des Verbrechens! Es gab nichts Schreckliches, das man nicht fürchten mußte, wenn man in das Gesicht sah.

Wie hatten wenige Minuten den kräftigen jungen Mann verändern können!

Das wachende, das strafende, das ächtende Gewissen ist mächtiger als Zeit, als Gram, als Elend.

„Ist es nicht schön, Max?" fragte die Schwester den Bruder. Sie hielt ihm das Schlummer-

kissen hin, an dem sie die Nächte hindurch gearbeitet, genäht, gestickt hatte.

„Es ist recht schön, Ernestine."

„Aber Du bewunderst es nicht! Ich glaube, Du siehst es nicht einmal an."

„Gewiß, gewiß —"

„Nun, ich werde Dir nicht böse darum. Es ist spät. Du wirst sehr schläfrig sein, der Ruhe bedürfen. Aber morgen mußt Du mir meine Arbeit gehörig bewundern."

„Ich werde, Ernestine."

„So gehe jetzt. Willst Du das Licht mitnehmen?"

„Ich danke Dir. Es wird ja schon hell."

„So schlafe wohl."

„Gute Nacht, Ernestine."

„Noch Eins, Max."

„Was ist es?"

„Schlafe nicht zu lange. Um neun Uhr mußt Du mit mir zur Kirche gehen."

Der junge Mann fuhr zusammen.

„Zur Kirche?"

„Nun ja. Es ist Ostern. Und die Mutter wünscht es. Sie sprach noch am Abend davon. Und ich bin eitel darauf, an Deiner Seite hinzugehen. Du mußt Deine beste Uniform anziehen.

Wie werden alle die Leute Dich bewundern, und ein klein wenig mich mit."

Alle die Leute! Vor allen den Leuten sollte er sich zeigen! Morgen, wenn der Todte gefunden, wenn der Mord entdeckt war! Morgen, wenn alle die Leute, die zur Kirche kamen aus der Stadt, aus allen Gegenden der Nachbarschaft, von dem Morde und nur von dem Morde sprachen, und von dem Mörder, den Keiner kannte und den Jeder in Jedem suchte, dann sollte er, der Mörder, mit allen Schrecken, mit aller Todesangst des Mörders, mit dem Kainszeichen in dem Gesichte, vor alle die Leute treten, in die Kirche, in seiner glänzenden Uniform, an der Seite der Schwester, des fröhlichen, weichen, reinen, unschuldigen Kindes! Vor dem reinen, unschuldigen Kinde stand er. Er drohte zusammenzubrechen bei dem Gedanken. So sah ihn das Mädchen, die ihm bisher noch nicht in das Gesicht gesehen hatte.

„Max!" schrie sie auf.

Ihr zum Tode geängstigtes Herz hatte nur das eine Wort. Sie war zu dem Bruder gestürzt. Sie hatte krampfhaft seine Hände ergriffen. Ihre Lippen zitterten, ihr Gesicht war todesbleich. So starrte sie in das todesbleiche Gesicht des Bruders. Er wollte sich von ihr losreißen. Sie hielt ihn fester.

„Max, Max, was ist Dir?"

„Morgen, Ernestine."

„Nein, heute! Gleich! Ich wäre todt bis morgen."

„Aber was hast Du denn, Kind?"

„Was hast Du? Wie siehst Du aus? So entsetzlich, so — so —"

„Wie ein Mörder!" — zitterten ihr die Worte auf den Lippen und die bebenden Lippen konnten sie nicht aussprechen.

Er hörte sie dennoch. Er mußte sich noch einmal, er mußte sich kräftiger zusammennehmen. Er vermochte es noch einmal.

„Ich begreife Dich nicht, Ernestine. Ich bin müde, schläfrig. Du sagtest es selbst. Aber Dich hat das Nachtarbeiten überreizt. Mir ist nichts. Und nun laß uns schlafen gehen."

Er sprach ruhig. Sie war arglos. Nur eine plötzliche Angst hatte sie so schnell aufgeregt. Mißtrauen, zumal gegen den eigenen Bruder, war ihr fremd. Sein Anblick hatte es nur für einen flüchtigen Augenblick in ihrem Innern können aufkommen lassen. Sie bat ihn schon in dem Augenblicke nachher in ihrem Innern um Verzeihung.

„Wie hattest Du mich so erschrecken können,

Max! Du sahst so bleich aus, so verstört. Verzeihe mir!"

Er hörte nicht auf sie.

Draußen auf der Straße war ein Geräusch entstanden. Menschen gingen dort hin und her, sprachen mit einander, schienen eilig auseinander, weiter zu gehen.

Der Offizier horchte hin.

„Lösche das Licht aus," unterbrach er auf einmal hastig seine Schwester.

Sie stand neben dem Lichte, das auf dem Tische brannte.

„Warum?" fragte sie verwundert.

Er hatte es schon rasch ausgeblasen.

„Aber was hast Du, Max?"

Er antwortete ihr nicht. Er horchte nach der Straße hinunter. Da hörte sie ebenfalls das Geräusch draußen.

„Was ist es, Max?"

„Nichts! Laß uns schlafen gehen."

Er wollte das Stübchen verlassen. Er stand wie festgebannt. Unten wurde die Hausthür geöffnet.

„Gott der Gerechtigkeit! Schon?" murmelten seine Lippen.

Es mochte ihm vor den Augen dunkeln wollen.

Aber sein Blick traf noch die Schwester. Zehn Schritte von ihm schlief seine alte, kranke Mutter.

„Muth!"

Er richtete sich empor mit seiner letzten Kraft.

Ein Schritt kam die Treppe hinauf. Er konnte ihn ruhig herankommen hören. Er lauschte nach ihm, ohne zu beben.

Die Schwester zitterte.

„Wer kann da kommen?"

Er hatte seine volle Geistesgegenwart wieder.

„Die Magd!" sagte er. „Ich kenne ihren Schritt."

Jetzt erkannte auch die Schwester ihn.

„Was ängstigt mich denn Alles!" mußte sie lächeln.

Aber der Bruder hatte eine Bitte an sie, und er konnte sie wie die gleichgiltigste von der Welt vorbringen.

„Wolltest Du nicht zu ihr hinausgehen, Ernestine?"

Sie ging hinaus. Draußen sprach sie mit der Magd. Der Offizier wollte horchen. Sie sprachen draußen zu leise. „Was ängstige ich mich denn?" redete er sich Muth ein. „Niemand sah uns! Niemand hat nur eine Ahnung von den Verhältnissen. Amalie ist der Muth und die

Festigkeit selbst. Soll ich den Verräther machen? Ich war einen Augenblick ein Thor, ein schwacher, feiger Thor. Der Ostermorgen! Die feierliche Stille! Bah,. gar der weiße Sand! Es ist vorüber!"

War es vorüber? War es der feste, sittliche Muth, der ihn wieder erhoben hatte, der einer augenblicklichen Schwäche hatte weichen können, nun aber nicht mehr von ihm lassen sollte? Oder war er in jene Gewissensphase getreten, in welcher Angst und Verzweiflung sich mit dem letzten Schutzmittel, einem kalten, harten, starren Trotze, zu umgeben suchen? Er spottete über die feierliche Stille des Morgens, über den weißen Sand. Von der Schwester, von der kranken Mutter sprach er nicht. War es eine feste, dauerhafte Schranke, hinter die er sich zurückgezogen hatte?

Die Schwester kehrte in das Stübchen zurück.

Sie sah erschrocken aus.

Die Gesichtszüge des Bruders wurden um so ruhiger, fester.

„Was war es, Ernestine?"

„Der Baron ist todt."

Er hatte die Nachricht erwartet, er hatte keine andere erwarten können. Alles Blut wich ihm dennoch aus dem Gesichte.

„Der Baron?“ konnte er kaum über die angeklebte Zunge hervorbringen.

Die Schwester hatte nicht auf ihn geachtet. Sie war zu sehr erfüllt von dem Schrecken der Nachricht.

„Der Schloßherr von drüben!“ antwortete sie. „Er ist ermordet gefunden.“

„Ermordet?“ war wieder das Einzige, was der junge Mann hervorstammeln konnte.

„Soeben haben sie ihn gefunden, Leute, die vorbei kamen. Der Mord muß vor ganz kurzer Zeit verübt sein.“

„Und der Mörder?“ fragte er.

Er hatte sich wieder gefaßt. Nur zum Erschrecken bleich war er im Gesichte, und der Blick seiner Augen — es war jener entsetzliche Blick, der den schuldbewußten Mörder nicht verlassen kann; er sieht immer und immer den blutigen Mord vor sich, er sieht, wie Jeder in ihm den Mörder sucht.

„Der Mörder?“ sagte das Kind. „Man weiß nichts von ihm —“

Da sah sie ihn an; das schneeweiße Gesicht, die Augen, in denen der blutige Mord und der Mörder zugleich standen.

„Max!“ schrie sie wieder auf.

Er mußte die festeste Kruste jenes Trotzes um sein Herz legen.

„Was ist Dir, Ernestine?“ fragte er.

„Du fragst nach dem Mörder, Max?“

„Wie sollte ich nicht?“

„Bruder, Bruder —“

„Aber, Ernestine, ich begreife Dich nicht!“

Er sprach so ruhig. Er konnte ihr in das Auge sehen. Und wenn er bleich war, war sie es nicht auch? Wie konnte sie dem entsetzlichen Verdacht Raum geben, der plötzlich in ihr aufgestiegen war? Aber wie konnte sie ihn von sich werfen? Hatte sie nicht jenen Blick seiner Augen gesehen? Hatten nicht schon vorher die schrecklichsten Ahnungen sie ergriffen? War er nicht so verstört zurückgekommen? Hatte er nicht ihr Rede und Antwort verweigert? Er hatte vor der Magd sich nicht wollen sehen lassen. Er hatte das Licht ausgelöscht, damit die Menschen auf der Straße es nicht sehen sollten. Und — sie wußte noch mehr.

Ihr Bruder — der Mörder, Er? doch ein Mörder? Aber entsetzlicher als die entsetzlichste Gewißheit ist die Ungewißheit. — Sie faßte sich. Auch das Kind konnte es. Sie mußte wissen, ob der Bruder ein Mörder war, oder ob er es nicht

war. Ihr Schreck, ihre Angst waren auf einmal einer bewunderungswürdigen Ruhe und Klarheit gewichen, oder vielmehr, sie hatten sich darin aufgelöst. Sie stand vor einer entscheidenden, vor der entscheidenden Frage ihres Schicksals. Denn war nicht das Schicksal ihres Bruders zugleich das ihrer Mutter, zugleich ihr eigenes? Wenn der Bruder ein Mörder war, was war sie dann, was war ihre Mutter?

„Max," sagte sie, „Du bist seit vier Wochen hier bei uns auf Urlaub."

„Was willst Du damit, Ernestine?"

„Du warst die ersten acht Tage der fröhlichste, der unbefangenste Mensch."

„Ich denke, ich war es immer."

„Du warst es nur die wenigen Tage. Da wurdest Du zerstreut, unruhig, träumerisch. Die Mutter und ich sprachen oft darüber. Aber Du warst seit drei Jahren nicht bei uns gewesen. Du sahest, wie wir Manches entbehren mußten, wie ich arbeitete. Du hattest wohl vorher keine Ahnung gehabt. Es konnte Dich bekümmern —"

„Und es bekümmerte mich, Ernestine, recht tief im Herzen. Ich mußte mir Vorwürfe machen, wie ich dagegen in der Residenz ein so gutes Leben führte."

„Auch die Mutter sagte, das werde es sein. Und ich ließ sie dabei, obwohl ich daran denken mußte, wie Du von Deiner geringen Lieutenantsgage noch sogar Ersparnisse machtest, die Du so oft uns zukommen ließest. Ich ließ die Mutter in ihrem Glauben, aber ich hatte einen andern Verdacht."

„Du einen Verdacht gegen mich, Ernestine?"

„Ich sah Dich eines Abends im Schloßparke drüben."

Der junge Offizier mußte plötzlich die Augen niederschlagen.

„Warum kannst Du mich nicht ansehen, Max?"

„Warum sollte ich es nicht, Ernestine?"

„Ich sah Dich nur das eine Mal dort. Ich sah auch nur einmal die Frau. Ich sah Euch auch nicht mehr beisammen. Aber Dich sah ich heimlich drüben in den Gebüschen schleichen. Und sie warf brennende Blicke nach meinem Fenster, und, Max, ich erbebte. — Warum schweigst Du, Max?"

„Was sollte ich Dir sagen?"

„Warum fragst Du nicht, weshalb ich erbebte? Ich will es Dir dennoch sagen. Jene Frau war jung, schön, fremd, seit zwei Jahren hier aus weiter, unbekannter Gegend hergekommen; Niemand

kannte sie, nur wenige Menschen sahen sie kaum; man wußte nichts von ihren früheren Schicksalen, nichts von ihrem gegenwärtigen Leben. Das Alles gab ihr den Reiz des Geheimnisses, der Neugierde. Aber Eins wußte man von ihr: sie mußte unglücklich, tief unglücklich sein. Ihr Mann war ein roher, gemeiner Mensch. Die an ihn Gefesselte mußte man für um so unglücklicher halten, je weniger man eben von ihr sah und hörte. Zu jenem Reize des Geheimnisses kam das Mitleid. Du warst jung, Max; Du hast ein lebhaftes, offenes, leicht empfängliches Herz. Da hatte ich Dich, da hatte ich den Blick der Frau gesehen. Da sah ich Dich noch immer träumend, unruhig. Mußte ich nicht für Dich erbeben? Ich mußte ins Klare kommen. Ich beobachtete Dich ferner, ich sah nach der Frau aus. Ich sah Dich nicht wieder drüben. Die Frau sah ich gar nicht wieder. Du wurdest wieder ruhig, fröhlich, glücklich. Freilich war es ein so eigenes geheimnißvolles Glück. Es wollte mir manchmal in das Herz schneiden, wenn ich plötzlich dabei doch wieder an die Frau denken mußte. Aber ich sah nichts mehr, was auch nur im Geringsten einem Verdachte hätte Nahrung geben können. Da bist Du heute die ganze Nacht aus

dem Hause entfernt. Gegen Morgen kommst Du verstört zurück. Eine halbe Stunde später kommt die Nachricht, daß der Mann jener Frau todt, ermordet ist, daß der Mord kaum vor einer Stunde verübt sein kann. Die Nacht erfüllt Dich mit Entsetzen. Du suchst Dich zu verbergen. Du suchtest es schon, als Du das ungewöhnliche Sprechen und Gehen der Menschen auf der Straße hörtest. Du kannst von Deiner Angst, von Deinem Entsetzen Dich nicht erholen. Max, ist Dir der Mord des Mannes fremd?"

Das junge Mädchen hatte so ruhig und klar, und doch so innig und herzlich gesprochen. Aber sie hatte zu einem Herzen gesprochen, das sich mit jener harten Kruste des Trotzes der Verzweiflung gepanzert hatte.

„Siehst Du mich ängstlich, entsetzt, Ernestine?" fragte der junge Offizier. „Siehst Du mich nur unruhig?"

Sie sah wohl keine Angst und Unruhe mehr in ihm. Aber das reine, unschuldige Herz sieht klar und scharf.

„Max, ist das nicht ein Beweis gegen Dich? Könntest Du, wenn Du unschuldig wärest, bei meinem Verdachte gegen Dich so ruhig bleiben? Bei dem Gedanken, daß unsere brave Mutter morgen denselben Verdacht fassen möchte?"

„Ach, Du hältst mich schon schuldig, überführt!“ wollte er sophistisch ausweichen.

Sie hielt ihm die Hand hin.

„Gieb mir Deine Hand, wenn Du es nicht bist.“

Er wollte ihr die Hand geben. Sie zog die ihrige zurück. Ein anderer Gedanke hatte das Kind ergriffen.

„Komm mit mir zur Mutter. Gieb ihr die Hand, wenn sie nicht von Blut befleckt ist.“

„Ernestine!“

„Komm, komm!“

Sie wollte ihn mit sich aus dem Stübchen fortreißen. Er widerstand ihr. Er zitterte. Er war wieder leichenblaß geworden.

„Ah, siehst Du?“ rief sie. „Du bist der Mörder!“

Er hatte kein Wort der Erwiederung, des Leugnens.

Aus ihren Augen drang ein Strom von Thränen. Sie mußte sich auf einen Stuhl werfen. Eines Wortes war auch sie nicht mächtig. Er stand schweigend. Ein furchtbarer Kampf zerriß sein Inneres.

„Max,“ sagte sie unter ihren Thränen zu ihm, „sprich zu mir. Bist Du unschuldig, so sage es,

damit mich diese Angst nicht tödtet. Bist Du schuldig, so sage es mir um Deinetwillen. Du mußt dann fliehen, fort von uns, in die Welt, zu Menschen, die Du nicht kennst, die Dich nicht kennen, die Dich nicht kennen dürfen, denen Du nie ein Wort sagen darfst. Dann theile noch vorher mir Deine Schuld mit, theile sie mir mit, damit sie Dich nicht ganz erdrückt, wenn Du sie ganz behalten mußt. O, Max, ich drang ja nicht um meinetwillen in Dich, nicht aus Neugierde. Es war ja die tiefste Angst meines Herzens, das Dich so unendlich liebt, das die Angst, die Schuld mit Dir theilen, Dir wollte tragen helfen!"

Konnte er dem Kinde widerstehen? Kann der Trotz überhaupt lange widerstehen? Der junge Offizier war ein braves und ein muthiges Herz. Der Reinheit, der Unschuld, dem Jammern des Kindes konnte er ein freches Leugnen nicht ferner entgegensetzen. Und wie ihm das klar wurde, da hatte er seinen ganzen Muth wieder.

„Höre mir zu, Ernestine," sagte er. „Du sollst Alles von mir erfahren."

„Gottlob!" sagte sie für sich.

Sie bebte, aber sie konnte ihm ruhig zuhören, wie er ihr erzählte.

„Ja, Ernestine, ich liebe jene Frau und sie

liebt mich. Sie ist unglücklich, sie ist edel. Sie ist meiner Liebe würdig, wie ich es der ihrigen bin. Sie ist als Mädchen von sechzehn Jahren an ihren Mann verkauft, den rohesten, gemeinsten Menschen. Sie hatte ihrem Vater nach Californien folgen müssen. Er wollte sich dort ein Vermögen suchen. Er fand nur größeres Elend. Da lernte der Vater den Freiherrn kennen. Dieser hatte mehr Glück gehabt. Er hatte in dem Goldlande Reichthümer gefunden. Sie hatten ihn noch roher, übermüthiger, gemeiner gemacht, als er vielleicht vorher gewesen war. Jede seiner Leidenschaften mußte er befriedigen, da er es konnte. Mit dem Vater hatte er das sechzehnjährige Mädchen kennen gelernt. Sie war ein Bild der Schönheit, der Heiterkeit. Sie mußte sein werden. Er kaufte sie dem Vater ab, der arm war. So war sie sein Eigenthum, das Eigenthum der Rohheit, der Gemeinheit. Er wurde um so brutaler gegen sie, einen desto höheren Preis er ihrem Vater für sie bezahlt hatte. Er ging mit ihr nach Europa. Er kaufte sich hier an. Er lebte hier roh und gemein, wie früher; er behandelte seine Frau wie früher. Sein Umgang waren die gemeinsten Menschen, in den gemeinsten Häusern. Wenn er betrunken zu Hause

kam — Aber, Ernestine, wozu Dir die Mißhandlungen der armen Frau erzählen? Sie durfte nicht mehr in ihrer unglücklichen Lage bleiben. Ich mußte sie daraus befreien. Heute Nacht wollte ich mit ihr entfliehen. Große Vorbereitungen hatten wir nicht treffen dürfen, um nicht seinen Verdacht zu erregen. Die unglückliche Frau muß doch nicht vorsichtig genug gewesen sein. In dem Augenblick, als wir den Park verlassen wollten, stand er plötzlich vor uns. Als ich ihn kaum sah, hatte er mich schon niedergeworfen, kniete er auf mir, wollte er mir ein Messer in die Brust stoßen. Ich lag wehrlos unter ihm. Ich konnte mich nicht rühren. Es war um mich geschehen. Da zog die Frau einen Dolch und, um mir das Leben zu retten, erstach sie den Mann."

Der junge Offizier schwieg.

„Und weiter?" fragte seine Schwester.

„Wir gaben unsere Flucht auf. Das entsetzliche Ereigniß hatte keine Zeugen. Unsere Flucht war keinem Menschen in der Welt bekannt. Wurde sie bekannt, so waren wir als Mörder verrathen, angeklagt. Blieben wir hier, so blieb rübe dem Geschehenen das tiefste Dunkel."

Die Schwester hatte sich gesetzt, um dem Bru-

der zuzuhören. Sie erhob sich. Sie ging schweigend in dem Stübchen auf und ab. Dann trat sie vor ihn.

„Und um dem Buhlen das Leben zu retten, erstach, ermordete sie ihren Mann."

„Ernestine, unsere Liebe ist die reinste!"

„Dem Geliebten dann!"

„Sie rettete mir das Leben!"

„Um Mörderin zu werden!"

„Es war Nothwehr, Ernestine. Er wollte mich ermorden."

„Den Räuber seiner Frau!"

„Die er auf den Tod mißhandelte!"

„Hatte der Mensch Ehre?"

„Den Mörder seiner Ehre!"

Das Mädchen wurde strenger.

„Max, Du schaffst mit allen Deinen Sophismen den Mord nicht aus der Welt. Du wolltest dem Manne seine Frau entführen. Er trat Dir entgegen, dem Raube zu wehren. Ihr erschlugt ihn. Das sind einfach die Thatsachen. Wenn ein Dieb in ein Haus einbricht, um zu stehlen, und der Eigenthümer setzt sich ihm zur Wehre, um seine Habe zu vertheidigen, und der Dieb erschlägt ihn, hat der Dieb im Stande der Nothwehr gehandelt?"

Der junge Offizier hatte keine Antwort.

„Und was nun weiter?“ fragte die Schwester.

Er konnte auch darauf nicht antworten.

Doch. Ein Entschluß war plötzlich in ihm entstanden.

„Ist sie eine Mörderin, Ernestine, so hat nur die Liebe zu mir sie dazu gemacht, so darf sie nicht dafür büßen; ich muß es, ich allein. Und so muß, so will ich handeln.“

„Und was willst Du thun?“ fragte sie.

„Sie soll fort. Und wenn sie in Sicherheit ist, stelle ich mich den Gerichten als Mörder. So lange bewahren wir das Geheimniß.“

Die Schwester schüttelte den Kopf.

„Es ist nichts,“ sagte sie.

„Was aber sonst?“

„Ich weiß es noch nicht. Denken wir darüber nach. Nur Eins: verrathe Dich der Mutter nicht. Und nun gehen wir Jedes in unsere Kammer. Zur Kirche kommen wir nicht. Beten wir hier um so inbrünstiger zu Gott um Kraft und Erleuchtung!“

Am Nachmittage saß ich, der Schreiber dieser Zeilen, in meinem Arbeitszimmer.

Das Dienstmädchen trat herein.

„Fräulein Ernestine!“ meldete sie.

„Führen Sie sie zu den Kindern.“

„Das Fräulein wünscht den Herrn zu sprechen.“

„Fräulein Ernestine lebte mit ihrer alten kränklichen Mutter in dem Städtchen, in dem ich damals als Criminalrichter angestellt war. Die Mutter war Offizierswittwe. Ihr Mann war früh gestorben, Mutter und Tochter lebten ärmlich von einer kleinen Pension der Ersteren. Um der Mutter Bequemlichkeiten zu verschaffen, gab die Tochter Unterricht im Zeichnen und in der Musik; auch meinen Kindern. So war sie in mein Haus gekommen. So hatte ich sie kennen gelernt und wir Alle liebten das heitere, liebenswürdige, bescheidene Kind, das schon so früh sich einem Berufe widmen mußte, für den sie nach ihrem Stande nicht bestimmt war.

Was mochte sie von mir wollen? Ich konnte es nicht errathen. Um so mehr glaubte ich ihren Besuch annehmen zu müssen.

„Führen Sie sie her,“ sagte ich zu der Magd.

Ich legte meine Acten zurück. Ich bedurfte ohnehin des Ausruhens.

Es war ein unruhiger, arbeitsvoller Ostermorgen für mich gewesen. An dem heiligen Tage, der die Andern zur Andacht und Erholung rief,

hatte ich vom frühen Morgen an unablässig inquiriren müssen.

Mit dem Grauen des Tages war mir die Anzeige gemacht, daß der Freiherr — soeben an dem Zaune seines Parkes ermordet gefunden sei. Leute, die vom Lande früh nach der Stadt zur Kirche gegangen waren, hatten die Leiche zuerst gesehen. Der Anzeige mußte die sofortige Untersuchung folgen. Sie bestätigte den Tod, die Vermuthung des Mordes, weiter nichts. Der Todte hatte einen Stich in der Brust, der das Herz getroffen und sofort den Tod herbeigeführt hatte. Der Stich rührte von einem Messer her. Bei der Leiche wurde ein Messer gefunden, aber mit ihm war die Verletzung nicht beigebracht. Ein anderes Messer, eine andere Waffe war nicht da; noch weniger sonst eine Spur, die auf den Thäter oder nur auf die Umstände der Tödtung hätte führen können. Keine Spur nur, daß ein Mensch am Orte der That gewesen sei; keine Fußtritte, keine anderen Zeichen. Auch auf anderem Wege gar nichts zu ermitteln. Der Verstorbene führte ein wüstes Leben. Er hielt sich gern die Nächte mit gemeinen Gesellen in einem verrufenen Hause auf. Er war auch die Nacht vorher dagewesen, aber nicht anders, wie immer. Nach Mitternacht

hatte er sich entfernt, ebenfalls wie gewöhnlich; auch allein, auch halb betrunken. Auf jene Gesellen fiel kein Verdacht; auch auf sonst Niemanden. Im Schlosse wußte man gar nichts. Die sämmtlichen Bewohner hatten ruhig geschlafen. Er hatte den Schlüssel zum Parkpförtchen nächst der Stadt und zu einer Hausthür nach dem Park hin bei sich. Sie waren auch bei der Leiche gefunden. Die That blieb unerklärlich. Auf den Thäter konnte man nicht einmal rathen. —

Die freundliche Ernestine trat zu mir in mein Zimmer. Aber ich mußte bei ihrem Anblick erschrecken. Sie war blaß wie der Tod; sie zitterte; sie konnte nicht sprechen.

„Fräulein Ernestine, was ist Ihnen?"

Ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen. Sie fiel auf einen Stuhl fast nieder.

Mit welchen Vorsätzen von Muth, vom Zusammennehmen aller ihrer Kräfte mochte das arme Kind zu mir gekommen sein! Wie zerrannen sie alle an dem Zagen ihres Herzens! Sie konnte sich doch wieder sammeln. Das arme zagende Herz mußte es ja.

„Herr Criminalrath," begann sie leise, zögernd, ohne Einleitung — die Angst drängte sie; „Herr Criminalrath, wenn ein Dieb von Dem, den er

bestehlen wollte, überfallen wird und getödtet werden soll, darf er sich wehren?"

„Wie kommen Sie zu der Frage, liebe Ernestine?"

„Beantworten Sie sie mir."

„Sie müßten mir vorher nähere Umstände mittheilen."

„Setzen Sie den Fall, es wäre ein Dieb hier in ihr Zimmer gekommen. Er wollte Sie bestehlen. Sie stellten sich ihm entgegen. Dürfte er sich gegen Sie wehren?"

„Gewiß nicht."

„Und warum nicht?"

„Weil ich das Recht habe, mein Eigenthum gegen den Dieb zu schützen."

„Und wenn er Sie nun getödtet hätte?"

„So wäre er ein Mörder."

„Wenn Sie nun aber ihn hätten tödten wollen?"

„Es würde nichts ändern. Ich habe das Recht, zur Vertheidigung meines Eigenthums auch das Leben des Räubers anzugreifen. Aber wozu die Fragen, Fräulein Ernestine?"

„Wenn nun aber der Dieb Sie nicht gesehen, Sie gar nicht hier vermuthet hätte, und auf einmal, während er ruhig am Einpacken war, fallen Sie

von hinten über ihn her; darf er sich auch dann nicht wehren?"

„Auch dann nicht."

„Selbst wenn Sie ihn tödten wollten?"

„Wenn ich ihn tödten wollte, so müßte ich ja einen Angriff von seiner Seite erwarten —"

„Nein, nein! Sie hätten ihn niedergeworfen. Sie knieten auf ihm. Sie waren ihm an Kräften weit überlegen. Er wäre gar nicht im Stande sich zu wehren. Sie wollten ihn dennoch tödten, aus Rache, aus Haß — dürfte er sich auch da nicht wehren?"

Ihr Blick heftete sich mit der Angst des Todes auf mein Gesicht. Sie wollte meine Antwort darin lesen, ehe meine Lippen sie aussprechen konnten.

Eine furchtbare Ahnung hatte mich ergriffen, eine um so schrecklichere, je unbestimmter sie war.

Von einem Verhältnisse ihres Bruders zu der Frau des Erschlagenen wußte ich nichts, wie in der ganzen Untersuchung mit keinem Worte daran gedacht war.

„Fräulein Ernestine!" mußte ich ausrufen, „wie kommen Sie zu den Fragen? An mich? Gerade heute?"

„Antworten Sie mir!" rief Sie. „Ich beschwöre Sie. Wenn Sie den Dieb niedergeworfen

hätten, und er könnte sich nicht gegen sie wehren, Sie wollten aber dennoch ihn tödten, dürfte er um sein Leben gegen Sie kämpfen, und dürfte er, um das eigene Leben zu retten, Sie tödten?"

„Aber, mein Gott, Fräulein Ernestine, der Mann soll sich ja gar nicht wehren können!"

„Aber wenn ich nun hinzukäme und den Mann retten wollte, und das nicht anders könnte, als, indem ich Sie tödtete?"

„Sie, Ernestine?"

„Wenn der Mann mein Bruder — mein Vater wäre?"

„Großer Gott, Kind, Kind!"

„Antworten Sie mir!"

„Man müßte Sie von Strafe freisprechen."

„Müßte man?"

„Sie hätten ein Menschenleben gerettet, das unrechtmäßig angegriffen war."

„Ach!"

Sie fiel ohnmächtig auf den Stuhl zurück.

Ihre Kräfte waren erschöpft. Nur die entsetzliche Angst hatte sie noch aufrecht erhalten können.

Sie kam wieder zu sich.

Sie hatte zu mir kein anderes Wort gesprochen, als was ich hier mitgetheilt habe. Aber ich wußte Alles.

Sie sah mich mit einem glücklichen Blicke an.

Sie wollte sprechen.

Ich kam ihr zuvor.

„Kein Wort weiter, liebe Ernestine. Für Alles, was Sie mir noch würden sagen können, fehlt der Beweis, und der Richter, wenn er Nothwehr annehmen soll, muß einen sehr strengen Beweis fordern."

Sie sah mich voll an mit ihren braven, treuen Augen, als wenn sie mir sagen wollte: „Sieh' mir in diese Augen. Liest Du eine Lüge darin?"

„Ja, ja, meine gute Ernestine," mußte ich ihr auf den Blick erwidern, „ich, Ihr Freund, glaube ja der Unschuld und der Treue. Aber gerade darum darf der Richter kein Wort weiter von Ihnen vernehmen. Doch noch Eins. Wann ist der Urlaub Ihres Bruders zu Ende?"

„In drei Tagen."

„Lassen Sie ihn keine Minute früher abreisen."

Als sie ging, mußte sie doch wieder bitterlich weinen. Aber bittere Thränen waren es nicht. —

Die Untersuchung über den Tod des Freiherrn führte zu keinem Resultate. —

Fast drei volle Jahre waren seit dem Tode des Freiherrn verflossen.

Seine Wittwe war mit ihrem Kinde in dem Schlosse wohnen geblieben. Sie hatte still und eingezogen gelebt. Sie hatte mit Niemandem Umgang gehabt. Nur das Fräulein Ernestine war mit ihr bekannt geworden. Das Fräulein, die meinen Kindern auch ferneren Unterricht ertheilte, erzählte es mir selbst.

Sie war, etwa ein Jahr nach jenen Begebenheiten, in dem Gärtchen hinter ihrem Hause gewesen. In dem offenen Wege zwischen dem Gärtchen und dem Parke hatte das Kind der Freifrau, ein allerliebstes Mädchen von fünf Jahren, mit ihrer Bonne gespielt. Durch eine Unvorsichtigkeit der Wärterin hatte sich das Kind blutig gefallen. Das Blut hatte stark geflossen, die Bonne den Kopf verloren. Ernestine war zur Hilfe hinzugeeilt. Aus dem Parke war die Freifrau herbeigekommen. So waren die Frau und das Fräulein zusammengetroffen und mit einander bekannt und dann Freundinnen geworden.

Sie waren Freundinnen geblieben.

Niemals hatte die Frau nach dem Bruder des Fräuleins gefragt. Niemals hatte diese ihr von ihm erzählt.

Aber mir erzählte sie, welch ein Engel der Güte, der Milde und des Leidens die Frau sei, des stillen, gottergebenen Leidens.

Und der Bruder Ernestinens? Er war in seine Garnison zurückgekehrt. Er hatte seitdem seine Mutter nicht wieder besucht. Er hatte zum Oefteren geschrieben, an Mutter und Schwester; aber wie die Freifrau nicht nach ihm, so hatte er niemals, auch nur mit einem Worte nach ihr gefragt.

So waren beinahe drei Jahre verflossen.

Da wurde das Fräulein Ernestine nachdenklich, unruhig, gedrückt.

Eine Zeit lang konnte sie es auf dem Herzen behalten, was sie drückte. Dann mußte sie mich wieder allein sprechen.

„Mein armer Bruder geht zu Grunde."

„Ich denke, er ist Hauptmann geworden, Fräulein Ernestine?"

„Aber die Briefe sprechen einen Gram aus, der ihm am Leben nagt."

„Und warum?"

„Er schreibt kein Wort davon, niemals, aber —"

„Ach! Und was macht die Freifrau drüben?"

„Der Gram zehrt auch sie auf. Sie gleicht einem sterbenden Engel, den man ohne Weinen nicht ansehen kann."

„Hm, Fräulein Ernestine, wie lange ist Ihr Bruder nicht hier gewesen?“

„Seit jener Zeit nicht, Herr Criminalrath. Es werden im nächsten Monate drei Jahre.“

„Und seitdem lebt die Freifrau in der strengsten Wittwentrauer und Wittwenabgeschiedenheit?“

„Sie wissen es.“

„Fräulein Ernestine, lassen Sie Ihren Bruder herkommen.“

„Und?“

„Das Weitere überlassen wir dann dem Lenker der menschlichen Schicksale oben. Lieben sich die Beiden noch, dann haben sie nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig gebüßt, und die Buße sühnt.“

„O, das sagen Sie mir als Criminalrichter?“

„Als Mensch, Fräulein Ernestine.“

Mein Ausspruch hatte sie glücklich gemacht.

Ihr Bruder kam. Er und die Freifrau sahen sich wieder. Ernestine konnte es mir nicht ohne Thränen erzählen, wie der tief erregte, blasse Mann und die zum Skelett abgemagerte Frau sich angeblickt, Jedes mit Vorwürfen gegen sich selbst und mit der innigen, klar und still gewordenen Liebe zu dem Andern; wie die Frau dann so bitterlich geweint, wie er endlich gewagt, ein Wort an sie zu richten, nur ein Wort des Trostes, der

Aufrichtung; wie sie dann Beide gewagt, einander in die Augen zu sehen, sich die Hände zu reichen.

Aber sie hatten schwer gebüßt, und die Buße sühnt.

Nach einem Jahre wurden sie Gatten.

Sie zogen nach Italien, wie es schon früher ihr Plan gewesen war. Ernestine und ihre Mutter gingen mit ihnen.

Ernestine schrieb mir noch oft von ihrer stillen, glücklichen Liebe.

Und nun; hat noch Jemand einen Stein aufzuheben?

Gegen den Mann und die Frau, die gebüßt und gesühnt hatten?

Wer steht, der sehe zu, auf daß er nicht falle!

Gegen den Criminalrichter, gegen mich?

Ich beuge mich in Demuth.

Der schwarzweisse Storch.

Ein Bild von der polnischen Grenze.

Endlich war die polnische Grenze erreicht. Es war dunkler Abend darüber geworden und ich hatte noch eine halbe Stunde an ihr entlang zu fahren, um an den Ort meiner Bestimmung zu gelangen. Der Weg führte zwischen dichter Waldung zu beiden Seiten. Der Saum des Waldes links bildete die Grenze, er selbst war noch polnisches Gebiet. Rechts war der große preußische Trappöner Domainenforst. Der Weg zog sich eng und schmal hindurch.

Dem Kutscher, welcher stets aufmerksam rechts und links geschaut und auf jedes Geräusch hörte, schien der Weg nicht ganz sicher zu sein. Er lugte mit seinen hellen Augen forschend nach allen Seiten aus und schüttelte mehrere Male brummend den Kopf. Plötzlich hielt der Wagen an.

„An der Grenze muß heute was los sein," sprach er dabei in den Wagen. „Fast alle fünfzig Schritte steht ein Doppelposten, ein Straßnik (Grenzaufseher) und ein Kosak, und man meint

die lauernden Augen durch die Dunkelheit leuchten zu sehen. Was mögen die nur vorhaben?"

Er wußte es nicht, und auch ich und mein Seretair, der mit im Wagen saß, wußten es nicht. Gutes konnte es nicht sein, was die Russen vorhatten. Wir mußten von der Grenze abbiegen und kamen an dem Ort unserer Bestimmung an. Es war ein litthauisches Dorf, ungefähr eine Viertelmeile von der Grenze entfernt, in welchem wir die Nacht blieben.

An der Grenze war etwa acht Tage vorher einer jener schweren Excesse vorgefallen, die an scharf bewachten Zollgrenzen nicht selten vorkommen, und die an der russischen und polnischen Grenze am allerwenigsten fehlten. Preußische und polnische Schmuggler hatten gemeinschaftlich die russische Grenzwache überfallen; ein Kosak war getödet, zwei Straßniks schwer verwundet. Das so gemeinschaftlich von preußischen und polnischen Unterthanen verübte Verbrechen mußte gemeinschaftlich von preußischen und russischen Beamten untersucht werden. Ich hatte preußischer Seits die Untersuchung zu führen, und der Thatbestand mußte an Ort und Stelle festgestellt werden. Ich war auf dem Wege dorthin. Am anderen Morgen sollte die gemeinschaftliche Arbeit beginnen.

Sechs Meilen von der Gegend entfernt wohnend, mußte ich schon am Abend vorher in dem nächsten Orte, dem litthauischen Dorfe, eintreffen, dessen Namen ich vergessen habe. In dem Dorfe war nur ein Krug, in dem ich übernachten konnte. In den gewöhnlichen litthauischen Krügen ist Nachts kein Verbleib. Es fehlt eben an Allem, was der Reisende zu seiner Bequemlichkeit bedarf. Gerade an das Allernothwendigste, eine Schlafstube und Betten, ist am seltensten zu denken. In der allgemeinen Krugstube mag man sich auf einer Streu dem Schlafe hingeben, wenn — man kann. Der Krug in jenem Dorfe hatte indeß Kammern und Betten, und ich hatte schon vorher je zwei davon bestellen lassen, für mich und meinen Secretair, der zugleich mein Dolmetscher war.

Der Krugwirth empfing uns mit der Nachricht, daß die Kammern, die den ganzen Winter nicht geheizt worden, noch nicht warm geworden seien, und lud uns ein, vorab in der Krugstube abzusteigen. Es war im April und das Wetter kalt und naß, ein scharfer Wind hatte uns vollends durchgekältet. Wir traten in die Krugstube. Ich ging auch aus einem anderen Grunde gern hinein, denn es mußten sich Leute dort befinden, von welchen ich erfahren konnte, was zu der unge-

wöhnlich strengen Bewachung der Grenze die Veranlassung gegeben habe.

Ich hatte mich hierin getäuscht. In der Stube fand sich nur ein einzelner Mensch. Er saß auf einer Bank am Ofen, in einen großen blauen Mantel von grobem Tuche, sogenanntem Wand, gehüllt, eine Pelzmütze tief in das Gesicht hineingezogen. Was die Mütze von dem Gesicht freiließ, war von einem großen Schnurrbarte bedeckt. Uns beachtete er nicht. Er schien gleichwohl auf etwas zu warten. Nach einer Weile sprang er ungeduldig auf, an ein Fenster, um hindurch zu horchen und zu schauen. Es wollte mir dabei Allerlei an ihm auffallen. Unter dem groben Mantel und zu der weiten Pelzmütze trug er an den Füßen feine Stiefeln und an den Stiefeln kleine, klirrende Sporen. Sein Fuß war elegant geformt, seine Bewegungen waren rasch, gewandt. Der Mann war etwas Anderes, als er wenigstens hier scheinen wollte.

Er warf jetzt fast unverhohlen mißtrauische Seitenblicke auf mich. Was konnte er mit mir, was ich mit ihm zu thun haben? Ich sann darüber nach, als der Krugwirth in die Stube trat. Ich glaubte zu bemerken, daß er mit dem Fremden einen flüchtigen Blick wechselte. Dann

kam er auf mich zu. Er hatte mir etwas zu sagen. Aber in dem Augenblicke, als er zu mir sprechen wollte, wurde hastig die Thüre aufgerissen.

Zwei Männer stürzten in die Krugstube. Sie trugen gleichfalls weite blaue Wandmäntel und Pelzmützen. Aber wie sehr waren sie im Uebrigen von dem Fremden verschieden, mit ihren großen, derben Gestalten, plumpen Bewegungen, schweren Stiefeln und klappernden Sporen! Sie wollten auf den Fremden zueilen, aber ein gebieterischer Wink seiner Augen hemmte ihren Schritt. Er verließ gleich darauf die Stube und sie folgten ihm.

Der Krüger brachte vor, was er mir zu sagen hatte.

„Ich hätte eine Bitte an den Herrn Direktor."

„Und?"

„Sie haben zwei Stuben bei mir bestellt, welche jetzt beide warm sind. Nun kommen aber soeben Fremde, die mich um eine warme Stube bitten. Wären Sie nicht so gütig, ihnen eine der Stuben abzutreten? Ich habe noch eine dritte, die lasse ich Ihnen dann sofort heizen."

„Wer sind die Fremden?" fragte ich.

„Eine Frau mit einem Kinde. Die Frau ist krank und darum kann sie auch nicht hier in der Krugstube bleiben."

„Geben Sie der Frau die wärmste der beiden Stuben.“

Er ging.

Der Krüger hatte mich, während er mit mir sprach, nicht ansehen können. Sein Gesicht war mir verschlagen, sein Auge falsch vorgekommen. Mir war jetzt Alles verdächtig, daher ging ich ihm nach, denn ich mußte wissen, was es mit den Männern in den blauen Mänteln und mit der fremden Frau und ihrem Kinde war. Ich sollte nur wenig sehen und nichts erfahren. Und doch sah ich so viel und ich meinte, ich hätte mehr als genug erfahren.

In dem Hausflur stand ein ältlicher Mann in grober, fast ärmlicher polnischer Bauernkleidung, welcher ein schlafendes Kind von etwa anderthalb Jahren im Arm trug. Er sprach mit dem Wirth. Hinter ihm lehnte an einer Thürpfoste eine Frau, welche gleichfalls die ärmliche, grobe Kleidung der untersten Stände des armen Landes trug. Aber diese grobe Kleidung umschloß eine hohe, schlanke Gestalt. Der Gestalt entsprach das Gesicht, welches tief blaß, leidend, aber trotzdem von einer wunderbaren, fast erhabenen Schönheit war.

Die Frau war krank. Erschöpft lehnte sie an der Thürpfoste. Ihr Athem und ihre Brust schienen

wie im Fieber zu fliegen. Dennoch hörte sie mit Spannung auf das Gespräch des ältlichen Mannes mit dem Wirthe. Einmal warf sie dabei einen plötzlichen und wie dankbaren Blick auf mich. Die Beiden sprachen polnisch mit einander; die Sprache war mir fremd; ich hatte daher nicht verstanden, was sie redeten. Der Blick verrieth mir, daß sie wohl über das Nachtlager sprachen und der Wirth gesagt hatte, ich hätte ihnen eine Stube abgetreten. Sie gingen mit dem Wirthe die Treppe hinauf, die hinten aus dem Flur zu den oben im Hause gelegenen Stuben führte. Der Mann in der bäuerlichen Kleidung mußte die kranke Frau führen und that es mit einer auffallenden Ehrerbietung.

Da war wieder eine Verkleidung, wieder ein Geheimniß. Aber dieses Geheimniß wollte mich drücken. Das Gesicht der Frau hatte so leidend ausgesehen und ihr Blick war ein ängstlicher gewesen. Ich mußte unwillkürlich mit ihr jene ungewöhnliche Bewachung der Grenze in Verbindung bringen, mit dieser wieder die verkleideten Männer in den blauen Wandmänteln und mit diesen dann die Zeit, in der wir lebten. Es war eine traurige, unglückliche Zeit für das arme Polenland.

Wir waren im Jahre 1832. Wenige Monden

vorher war jener entsetzliche Kampf beendet, von dessen Ruhme die Geschichte ewig erzählen wird. Eine Reihe von Verfolgungen gegen die Besiegten hatte darauf begonnen. Noch Jahre lang wurden in allen Gegenden des Landes die Betheiligten der Revolution aufgesucht, heimlich oder offen, um dem Tode oder der lebenslänglichen Gefangenschaft zugeführt zu werden. Ganze Familien wurden so überfallen und eingezogen. Ueber Nacht waren sie plötzlich verschwunden, und kein Mensch wußte, wie und wohin. Doch, das Wohin wußte man nur zu wohl, es waren jene sibirischen Bergwerke oder die eben so tiefen und dunklen Keller der russischen Festungen. Und auch über das Wie war kein Zweifel. Polizei und Kosaken waren nur deshalb so geräuschlos eingedrungen und hatten mit ihren Opfern so geheimnißvoll sich entfernt, um in solcher Weise den Schrecken desto tiefer und allgemeiner zu machen. Manchem gelang es wohl zu entfliehen, aber wie Mancher wurde noch an der Grenze wieder eingefangen, und dann war kein Entrinnen mehr möglich.

Mein Kutscher trat an mich heran, mit einer geheimnißvollen, fast ängstlichen Miene.

„Haben der Herr Direktor die Leute in den blauen Wandmänteln gesehen?“

„Ja."

„Es sind russische Straßniks. Einer ist Offizier."

„Woher wißt Ihr das?"

„Ich belauschte sie im Stalle, in welchem sie ihre Pferde stehen haben. Der Offizier befahl den Beiden, zur Grenze zurück zu reiten. Mehr verstand ich nicht. Sie sprachen sehr eifrig, aber sehr leise mit einander."

Ich hatte durch die wenigen Worte mehr als genug erfahren. Ich hatte Verfolgte und Verfolger gesehen. Es drückte mich schwerer, unheimlicher. Die armen Verfolgten waren auch in Preußen nicht sicher. Ich wußte es, und die helle Gluth der Scham stieg mir in das Gesicht. Auch sie wußten es, darum die ängstlichen Blicke der Frau.

Ich hatte den Schulzen des Dorfes zu mir rufen lassen, da ich ihn wegen meiner Geschäfte des folgenden Tages sprechen mußte. Ich fragte ihn nach der Unruhe an der Grenze. Er wurde verlegen, aber dann fiel ihm ein, daß ich auch Beamter sei, und da dürfe er mir schon sagen, um was es sich handle. Eine polnische Herrschaft werde von den Russen verfolgt, erzählte er mir darauf. Der Mann sei in die Revolution verwickelt gewesen, und man habe die Leute erst jetzt

aufgefunden. Sie seien entkommen und hierher nach der Grenze zu geflüchtet. Dort habe man ihre Spur verloren. Sie hätten aber noch nicht weit sein können, und seit einer halben Stunde wisse man, daß sie wirklich hier im Dorfe seien. Die Frau sei mit ihrem Kinde und einem alten Diener hier im Kruge. Der Mann fehle noch; wahrscheinlich hätten sie sich verabredet, mit ihm hier zusammenzutreffen. Daher habe man die Frau auch noch nicht arretirt; an dem Mann sei das Meiste gelegen, und da müsse man warten, bis der am späten Abend ankomme.

„Und wer soll die Leute arretiren?“ fragte ich, während zu der Gluth der Scham zugleich die des Zornes mir in das Gesicht schlug.

„Nun, ich, Herr Direktor.“

„Und von wem haben Sie dazu den Befehl, den Auftrag?“

„Es ist ein allgemeiner Befehl von der Regierung in Gumbinnen an alle Schulzen und Gensd'armen, den Requisitionen der russischen Behörden bei Verfolgung von Deserteuren und Ueberläufern Folge zu geben.“

„Sind denn diese Leute Deserteure oder Ueberläufer?“

„Ueberläufer! Der russische Gensd'armerie-hauptmann da drinnen in der Krugstube sagt es."

„Und dem Manne glauben Sie auf sein einfaches Sagen?"

Der Schulze wurde verlegen.

„Schulze," fuhr ich fort, „Sie sind auf dem Wege, sich in hohem Grade verantwortlich zu machen. Wenn ein preußischer Beamter, aber aus einem anderen Kreise, zu Ihnen käme, und die Verhaftung eines Menschen von Ihnen forderte, Sie würden eine schriftliche Legitimation von ihm fordern. Und dem ersten besten Russen, der hierher kommt, den Sie nicht einmal kennen, wollen Sie hier Menschen abliefern, von denen Sie auch nicht einmal wissen, ob sie Verbrecher sind oder nicht?"

Verantwortlichkeit! Es ist ein schweres Wort für einen Beamten, vom Minister bis zum Schulzen.

„Was soll ich machen, Herr Direktor?" fragte mich der rathlose Schulze.

„Was Sie machen sollen? Erklären Sie dem russischen Gensd'armenhauptmann, wenn er Ihnen nicht einen schriftlichen Befehl des polnischen Grenzgerichts in Marianopel beibringe, so dürften und würden Sie hier Niemanden verfolgen und

an ihn ausliefern. Ich nehme die Verantwortung auf mich."

Es wurde dem guten Mann leichter. Er war bereit so zu thun. Damit er fest bleibe, begleitete ich ihn in die Krugstube. Der Hauptmann war, nachdem er die beiden Straßniks, wahrscheinlich um noch mehr Mannschaft herbeizuholen, fortgeschickt hatte, in die Krugstube zurückgekehrt. Der Schulze gab ihm rund und klar seine Erklärung. Sie sprachen polnisch, aber mein Dolmetscher übersetzte es mir nachher. Der Russe polterte, schimpfte, warf wüthende Blicke auf mich und drohte dem Schulzen, welcher aber fest blieb. Der Russe stürmte aus der Stube, indem er noch einen boshaften, lächelnden Blick auf mich zurück warf. Zwei Minuten nachher hörte ich ihn im Galopp davon sprengen.

„Gewonnen!" rief ich. „Die armen Menschen sind gerettet!"

Aber das Gesicht des Schulzen war ängstlich geworden.

„Gerettet, Herr Direktor?" schüttelte er den Kopf. „Ja, wenn die Leute noch in der ersten Stunde sich von hier fort machen könnten! Aber die Frau war auf den Tod krank."

„Was fürchten Sie denn, Schulze?"

„Wir sind hier keine Viertelmeile von der Grenze. Wenn die Russen einen Ueberfall machten und sich die Leute mit Gewalt holten! Es wäre das erste Mal nicht.“

Auch mir wollte die Angst das Herz zuschnüren, und der Zorn wieder dabei. Der Mann hatte Recht. Derartige Einbrüche und Ueberfälle der Russen in preußisches Gebiet geschahen, und sie höhnten die Reclamationen, die von den preußischen Behörden hinterher dagegen erhoben wurden.

„Bieten Sie das Dorf zur Gegenwehr auf, Schulze!“ sagte ich.

„Es käme kein Mensch, Herr Director.“

„Sind Gensd'armen, Grenzaufseher hier?“

„Der nächste Gensd'arm ist zwei Meilen entfernt, und die beiden Grenzaufseher sind auf ihrer nächtlichen Patrouille und kommen vor morgen früh nicht zurück.“

Das war eine verzweifelte Lage. Ich wollte mir den Gedanken an den Ueberfall aus dem Kopfe schlagen.

„Aber der Russe sah Sie so boshaft an,“ sagte der Schulze.

Und daß der Krugwirth, mit dem er Winke gewechselt, ein Schuft sei, mußte ich mir sagen. Es gab mir nur keinen Rath. Der Schulze ging,

und ich saß allein mit meinem Dolmetscher, welcher auch keinen Rath wußte. Wir waren unten in der Krugstube geblieben und blieben auch ferner da, denn wir waren dort dem näher, was sich noch ereignen konnte. Dem Kutscher befahl ich, draußen aufzupassen und mir namentlich zu melden, wenn Jemand in das Haus komme. Ich dachte an den Polen, den Mann der kranken Frau, den sie erwartete. Mit ihm wollte ich reden. Vor Mitternacht war eine Rückkehr und ein Ueberfall der Russen nicht zu befürchten. Ich wollte dem Polen meinen Wagen anbieten; so war ja auch die Kranke wohl fortzuschaffen.

Es war neun Uhr Abend geworden. Ich verzehrte mit dem Dolmetscher unser Abendbrod. Draußen hatte der Wind nachgelassen, aber der Regen schlug an die Fenster. Sonst war Alles still. An dem Ende des kleinen Dorfes bewegte sich in der Nacht Niemand. Und Nacht war es für die Dorfbewohner schon. Die meisten waren gewiß längst in ihren Betten. Plötzlich hörte ich durch die Stille einen Wagen heranfahren und nach wenigen Minuten vor dem Kruge halten. Ich war an das Fenster getreten und erkannte trotz der Dunkelheit eine Kutsche, die hielt.

Der Krüger war zu dem Wagen hinausge-

gangen, und ich hörte ihn deutsch sprechen. Eine fremde Mannsstimme antwortete ihm deutsch, doch konnte ich nur einzelne Worte verstehen, die mir keinen Sinn ihres Gesprächs ergaben. Nur meinen Namen glaubte ich ein paar Mal aussprechen zu hören.

Ein langer, hagerer Mann trat gleich darauf in die Krugstube. Er konnte erst in der Mitte der dreißiger Jahre stehen, aber nie konnte man ein faltenreicheres und in seinen grauen Falten würdevolleres und wichtigeres Gesicht sehen. Es war nur ein so vornehmer und gewichtiger Mann in ganz Litthauen, ein Mann, den jeder Litthauer kannte und nannte. Ich hatte ihn nie gesehen, aber ich kannte ihn, ich hatte von ihm gehört, und wenn das nicht der Assessor Häring war, so war der Assessor Häring eine Fabel, eine Mythe.

Er war ein Berliner Kammergerichts-Assessor gewesen, der Assessor Häring, und hatte als solcher den unwiderstehlichen Drang, den unauslöschlichen Durst in sich verspürt, ein großer Mann zu werden. Ein großer Mann war ihm ein hoher Beamter. Carriere! Das war sein einziger Gedanke. In Berlin hielt sie schwer, denn es war eine Ueberfüllung von jungen Assessoren da, die Alle von demselben großen Gedanken durchglüht waren,

und — man wollte seine Talente und Verdienste nicht recht anerkennen. In die Provinz! rief es da in ihm. Berlin ist der Sitz der Intelligenz, aber auch der Verkennung. Die Provinz ist eine Wüste. Eine Mann aus Berlin ist dort Alles. Es kann mir nicht fehlen. Die größte Wüstenei ist Litthauen, da hinten an der russischen Grenze. Nach Litthauen! Er bat um eine Anstellung in Litthauen. Er wurde als Assessor bei dem Kreisgerichte in Tilsit angestellt. Es war wenig für seinen Ehrgeiz und für seine Ueberzeugung von seinem Verdienste. Es wird schon besser werden! Ich werde mich auszeichnen! tröstete er sich und er zeichnete sich aus. Kein höherer Beamter konnte nach Tilsit kommen, ohne sofort von dem Assessor Häring becomplimentirt, geführt, bedient zu werden. Das hilft. Er war nach Jahr und Tag der „ausgezeichnetste Beamte der Provinz", ein überall gerühmter Mann. Er wurde zum Assessor bei der Regierung der Provinz in Gumbinnen befördert. Er war auf der Stufe zur höchsten Macht. Wiederum nach Jahr und Tag mußte er schon Regierungsrath sein. Es konnte nicht fehlen, zumal da er das Polizeiwesen in der Provinz zu seinem Decernat hatte. Wie sehr kann ein Beamter im Polizeiwesen sich auszeichnen!

Der Mann stand auf einmal vor mir. Es konnte kein Anderer sein. Was konnte er hier wollen, er, der das Polizeiwesen der Provinz, also auch hier an der Grenze, zu seinem Decernat hatte? Er trat würdevoll in die Krugstube ein. Ein feiner Pelz umgab die langen, hageren Glieder. Er legte ihn langsam, vorsichtig ab. Dann stand er untadelhaft gekleidet da, in schwarzem Rock, weißer Weste und weißer Halsbinde.

Die litthauischen Mädchen, für die er ebenfalls, freilich in eigenthümlicher Weise, eine Berühmtheit war, nannten ihn nicht anders, als den „schwarzweißen Storch“, weil er so entsetzlich lange Beine hatte und so gravitätisch ging. Nachdem er den Pelz abgelegt hatte, zog er ein sauberes, seidenes Taschentuch hervor, nahm seine Brille ab, putzte die Gläser mit dem Tuche, setzte die Brille wieder auf und steckte das Tuch wieder in die Tasche. Dann erst sah er sich in der Stube um, langsam, würdevoll, und als er mich erblickte, schritt er feierlich und halb herablassend und halb submiß auf mich zu.

„Herr Kriminaldirektor —?“

„Mein Name! Und ich habe die Ehre —?“

„Regierungsassessor Häring aus Gumbinnen. Ich bin auf einer Dienstreise hier.“

Soweit hatte ich mich also nicht getäuscht. Und war auch meine Ahnung über seinen besondern Zweck eine richtige, so wollte bei dem nähern Anblick des wichtigen Mannes auf einmal ein großer Theil meiner Sorge schwinden. Es dämmerte ein Licht vor mir auf, ich mußte es nur verfolgen.

„Ich freue mich sehr, Herr Assessor —“ sagte ich.

„Regierungsassessor!“ verbesserte er mich.

„Ich freue mich außerordentlich, Herr Regierungsassessor, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe so viel Ausgezeichnetes von Ihnen vernommen —“

„Ich bitte, Sie beschämen mich.“

„Dem Verdienste seine Anerkennung. Sie sind heute auch in einer sehr wichtigen Mission hier?“

Die Falten in seinem grauen Gesicht strahlten. Sie strahlten mir als Licht, nach dem ich suchte. Ich lud ihn ein, sich zu uns zu setzen. Er that es und nun erzählte er. Die Gesellschaft der Krugstube hatte sich unterdeß vermehrt. Eine Harfenistin war noch eingetroffen. Eine große, wie es mir schien, noch ziemlich junge und hübsche Person. Sie hatte sich aber, durchnäßt und durchfroren, hinter den Ofen zurückgezogen, und der

vornehme Assessor hatte um so weniger Notiz von ihr genommen.

„Allerdings," erwiderte er mir, „bin ich in einer Mission hier, in einer sehr wichtigen."

„Dürfte ich sie, wenn sie kein Amtsgeheimniß ist, erfahren?" sagte ich.

„Sie ist durchaus kein Geheimniß. Sie wissen, ich bearbeite das Polizeidepartement bei der königlichen Regierung in Gumbinnen."

„Gewiß weiß ich es. Die Provinz erkennt es an, daß dieser wichtige Verwaltungszweig in keinen besseren Händen sein könnte."

„Ich gebe mir wenigstens alle Mühe. Es ist aber ein schwieriges Departement, und die meisten Schwierigkeiten erzeugt die russische und polnische Grenze."

„Ich bin überzeugt davon."

„So liegt heute ein Fall vor, der meine persönliche Anwesenheit hier erforderlich machte."

„Er muß von besonderer Bedeutung sein."

„Ja, das ist er. Es ist Ihnen unzweifelhaft nicht unbekannt, wie drüben in Polen noch immer die Elemente der Revolution nicht ganz niedergeschlagen sind."

„Ich denke, es ist die Ruhe des Grabes in dem Lande."

„Bitte um Verzeihung. Wir haben bei der königlichen Regierung ganz andere Nachrichten. Die Revolution ist nur im Großen und Ganzen besiegt. Die Ruhe herrscht nur äußerlich. Im Verborgenen giebt es der Wühler noch immer leider zu viele, und das Beginnen dieser conspirirenden Umsturzpartei ist um so verwerflicher, empörender und für das im Ganzen und Großen ruhige Volk um so gefährlicher, als sie gegen eine Regierung gerichtet ist, die ihre Milde und ihren versöhnlichen Geist so eclatant auch namentlich jetzt nach Niederwerfung der Revolution bewiesen hat."

„Sie meinen doch die russische Regierung?" fragte ich ihn.

„Gewiß. Und ich freue mich, daß auch Sie die väterliche Milde dieser Regierung anerkennen. Sie werden daher auch gewiß nicht jenen elenden Tagesschreiern beistimmen wollen, die von Grausamkeit und dergleichen sprechen, und Sie werden auch unserer Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie, zumal durch feierliche Staatsverträge verpflichtet, solche Verräther, die sich dem Arme der Gerechtigkeit durch die Flucht auf hiesiges Gebiet entziehen wollen, ihrer rechtmäßigen Obrigkeit und dem gesetzmäßigen Richter wieder ausliefert."

Es stieg ein frivoler Wunsch in mir auf, ein schadenfroher. Er gab mir zugleich sonderbare Ahnungen ein. Ich mußte nur Alles unterdrücken, um jener armen Menschen willen.

„Ein Fall solcher Art hat Sie hierher geführt?" fragte ich.

„Ja. Einem der gefährlichsten Empörer und Verschwörer, dem Grafen Tomborski, war es seit Niederwerfung der Revolution gelungen, allen Nachforschungen der Regierung sich zu entziehen. Vor Praga in den letzten Kämpfen schwer verwundet, hatte er nicht flüchten können. Später, als er genesen, war seine Gattin schwer erkrankt, die ihn nicht hatte verlassen wollen. Er wollte jetzt sie nicht verlassen. Darüber waren überall im Lande geordnete Zustände hergestellt, so daß sie zwar lange Zeit noch immer sich verbergen konnten, ein Entkommen aus ihrer Verborgenheit aber und vollends ein Entfliehen über die Grenze ihnen fast zur Unmöglichkeit wurde. Zuletzt wurde auch ihr Aufenthalt entdeckt: die verrätherische Wittwe eines Edelmannes, Freundin der Gräfin, hatte sie über ein halbes Jahr lang in ihrem Schlosse vor Aller Augen zu verbergen gewußt. Sie sollten aufgehoben werden —"

„Ah, in der Stille!" mußte ich den Erzähler

unterbrechen, „durch einen heimlichen, nächtlichen Ueberfall! Die Regierung liebt das in Polen. Es giebt das einen heilsamen Schreck.“

Er zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie? Uebrigens muß man in manchen Dingen auch den Eclat vermeiden.“

„Besonders die Polizei.“

„Allerdings. Indeß um auf den Grafen Tomborski zurückzukommen —“

„Und seine Gattin,“ unterbrach ich ihn wieder.

„Und sie, und zugleich ein Kind von ungefähr anderthalb Jahren —“

„Wie? Auch ein anderthalbjähriges Kind wird mit verfolgt?“

Der Regierungsassessor lachte.

„Was wollen Sie?“ sagte er wieder. „Solch ein Kind ist eine vortreffliche Geisel. Man hat dadurch die Eltern in der Hand, man kann sie damit zurückrufen —“

„Auch nach Sibirien —“

„Gerechtigkeit muß sein! Allein lassen Sie mich fortfahren.“

„Fahren Sie fort.“

„Die Leute sollten aufgehoben werden, in der That heimlich. Auf einmal waren sie verschwunden, Mann, Frau und Kind, seit vier Tagen jetzt schon,

und es ist noch nicht gelungen, ihrer wieder habhaft zu werden. Man hat nicht einmal eine sichere Spur von ihnen entdecken können. Nur haben einzelne Anzeichen darauf schließen lassen, daß die Verfolgten ihre Richtung nach dieser Grenze genommen haben. Das ist der Grund meines Hierseins."

„Und dessen Zweck ist?" fragte ich.

„Mein Zweck? Heute Morgen traf bei der Regierung ein Schreiben der russischen Behörde um mögliche Nachforschung auf diesseitigem Gebiete und schleunigste Auslieferung ein. Hierzu die erforderlichen Anordnungen zu treffen und zugleich diese selbst zu leiten, ist der Zweck meines Hierseins."

„Sie haben gewiß schon die erforderlichen Anordnungen unterwegs getroffen?"

„Allerdings, in allen Dörfern an der Grenze, durch die ich kam. Das hat meine Ankunft hier verspätet. Ich werde indeß sofort zu dem hiesigen Schulzen schicken."

Er wollte aufstehen, um den Befehl zu ertheilen. Wenn er wirklich zu dem Schulzen schickte und wenn dieser zu ihm kam, so war Alles verloren. Ich mußte es verhindern.

„Der Schulze wird schon schlafen," sagte ich ihm.

„O," lächelte er stolz, „ich habe das Recht, meine Untergebenen auch um Mitternacht wecken zu lassen, und sie müssen augenblicklich erscheinen."

„Aber kennen Sie den hiesigen Schulzen, Herr Regierungsassessor?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Sie kennen aber die Litthauer überhaupt?"

„Wie kein anderer Mensch in der Provinz."

„So wissen Sie auch, daß sie den Deutschen nicht sehr zugethan sind."

„Hm!"

„Sie lieben zum Beispiel nichts mehr, als uns Deutschen allerlei häßliche Spitz- und Schimpfnamen zu geben."

Er wurde roth. Die litthauischen Mädchen mochten oft genug hinter ihm her gerufen haben: „Da geht der schwarzweiße Storch mit den entsetzlich langen Beinen."

„Hm, hm!"

„Ein Prachtexemplar von dieser Ausgabe ist der hiesige Schulze. Ich kenne ihn. Und ich stehe Ihnen nicht dafür ein, daß der Mann nicht, sobald Sie mit ihm gesprochen hätten, das halbe Dorf im Geheimen auf die Beine bringen würde, um die Verfolgten in Sicherheit zu schaffen. Denn daß das Volk die Russen nicht liebt, werden Sie gleichfalls zugeben."

Er war sehr nachdenklich geworden.

„Hm, hm! Ja, ja! Aber was fange ich an?"

„Lassen Sie es uns überlegen, bei einem Glase — Ach, wo denke ich hin? Wie gäbe es hier Wein! Aber Punsch werden wir hier bekommen können. Und es wäre am Ende besser als Wein. Mich friert. Sie werden in dem schlechten Wetter nicht minder durchfroren sein."

Die Falten seines Gesichts nahmen wieder einen vergnügteren Ausdruck an. Es war Leben in diesen Falten.

„Ach, ich bin wirklich durchfroren und ich würde mir die Ehre geben, diesen Punsch selbst zu bereiten. Ich verstehe mich darauf."

„Vortrefflich."

Der Krüger brachte gerade das Abendbrod des Assessors.

„Sie haben doch Rum und Zucker im Hause, lieber Krüger?" fragte er ihn wichtig.

„Sehr guten, Herr Regierungsassessor."

„Und Citronen?"

„Noch drei Stück."

„Sie reichen aus."

„So lassen Sie schnell Wasser kochen."

„Wasser kocht in der Küche immer."

„Herrlich. So bringen Sie das Alles herein, wovon ich sprach.“

„Der Herr Assessor wollen einen Punsch machen?“

Der Wirth hatte nach drei Minuten Alles hergebracht, und einen großen Suppennapf dazu. Der lange Assessor bereitete mit seinem würdevollsten Eifer den Punsch. Er verstand sich darauf.

„Ich liebe den Punsch etwas stark,“ sagte ich zu dem Assessor.

„Ich auch,“ erwiderte er.

„Er wollte mir nicht nachstehen. Er goß noch eine halbe Flasche Rum hinzu. „So! darf ich bitten zu versuchen?“

Ich versuchte. „Es geht so eben an.“

Er goß auch die zweite Hälfte der Flasche hinzu. „Jetzt?“ sagte er.

Ich versuchte noch einmal. „Ausgezeichnet!“ sagte ich.

Das Herz lachte mir im Leibe. Wer zwei Gläser von dem Punsche getrunken hatte, schickte in den ersten Stunden zu keinem Schulzen mehr, und es ließ sich noch etwas Anderes mit ihm machen. Ein dunkler, unbestimmter Plan wollte sich immer wieder in mir hinaufarbeiten. Wir wollten beginnen zu trinken. Mein Kutscher er-

schien in der Thür, mit einem Wink, der mich hinausrief.

„Ah, Herr Regierungsassessor, darf ich bitten, mich auf ein paar Minuten zu entschuldigen?“

„Ergebenster Diener.“

„Aber vergessen Sie unterdeß das Trinken nicht.“

Ich ging zu dem Kutscher hinaus. Im Gehen hatte ich dem Dolmetscher einen Wink gegeben. Er folgte mir.

„Herr Secretair, um Gotteswillen, kein Wort zu Jenem von den Verfolgten, den Verfolgern, dem befürchteten Ueberfalle.“

„Er soll keine Sylbe erfahren.“

Der Dolmetscher kehrte in die Krugstube zurück.

„Was giebt es?“ fragte ich den Kutscher.

„Der Pole ist soeben mit einem fremden Manne zurückgekommen.“

„Wo sind sie?“

„Sie sind nach oben gegangen.“

„Gut.“

Ich ging rasch wieder nach oben. Oben im Gange noch traf ich zwei Männer. Der eine war der Diener der kranken Dame. Der andere war eine große, hohe, selbst in der groben Bauernkleidung, die er trug, stolze Gestalt. Stolz, aber

auch tief leidend war das blasse, aristokratische Gesicht. Er konnte dreißig Jahre zählen. Es mußte der Gatte der Kranken sein.

„Mein Herr,“ redete ich ihn in französischer Sprache an, „Sie sind der Graf Tomborski?“

Er zuckte einen Augenblick zusammen. Dann fuhr seine Hand nach seiner Brust. Er mußte da einen Dolch oder ein Pistol haben, nach dem er greifen wollte.

„Mein Herr,“ fuhr ich ruhig fort. „Sie dürfen mir vertrauen. Fragen Sie Ihren Diener hier, oder Ihre Frau Gemahlin in dem Zimmer da.“

Er sah mich überrascht näher an. Er ließ die Hand sinken. Er wechselte einige polnische Worte mit dem Diener.

„Ja, mein Herr, ich bin der Graf Tomborski,“ sagte er dann, und nur Schmerz und Leiden herrschten in dem blassen Gesichte des armen Verfolgten vor.

„Und wie Sie mir vertrauen können,“ sagte ich, „auch ohne daß Sie mich näher kennen, das mag Ihnen Folgendes beweisen. Sie waren in der Gefahr, hier von der Polizei verhaftet zu werden. Diese Gefahr habe ich für den Augenblick beseitigt; eine andere abzuwenden steht aber,

wie ich fürchte, nicht in meiner Macht. Es ist ein etwaiger bewaffneter russischer Ueberfall hier in der heutigen Nacht, um Sie und Ihre Familie mit Gewalt nach Polen zurückzuschleppen."

Er hatte mich anfangs mit Ruhe angehört. Meine letzten Worte trieben ihm den Rest des Blutes aus dem abgehärmten Gesichte.

„Der Ueberfall," fuhr ich fort, „ist noch nicht gewiß; ich habe nur Anzeichen für ihn. Desto gewisser ist leider, daß mir kein Mittel hier zu Gebote steht, ihm zu begegnen."

„O," sagte er, „ich zweifle auch an dem Ueberfall nicht. Warum mußte ich auch so nahe an der Grenze die Zusammenkunft mit meiner armen Frau bestimmen? Aber ich konnte nicht anders. Und nun liegt sie krank, im Fieber. Ich kann nicht mit ihr entfliehen."

„Aber ohne sie, mein Herr?"

Ich wagte nur es leise zu fragen. Er sah mich dennoch beinahe wieder mißtrauisch an; er erhob sich stolz.

„Ohne meine Frau, mein Herr? Meine Frau im Stiche lassen?"

„Sie hat nichts verbrochen."

„Ich desto mehr, und sie ist meine Frau."

Mehr sagte er nicht. Es war genug.

„Vielleicht," fuhr ich fort, „hat Ihre Frau Gemahlin sich etwas erholt. Mein Wagen steht Ihnen alsdann zu Diensten."

Er dachte einen Augenblick nach. „Wenn sie Ruhe gefunden hat," sagte er dann, „auch innere, so dürfte sie nach der Mittheilung meines Dieners über ihren Zustand in der That sich erholt haben. Darf ich Sie bitten, eine Minute auf mich zu warten? Ich werde sie sprechen."

Er ging in die Stube der Kranken und kehrte nach kurzer Zeit tief bekümmert zurück.

„Es ist nicht möglich. Sie kann, sie darf nicht fort. Wir müssen uns in unser Schicksal ergeben. Könnten Sie vielleicht mein Kind —? Nein, nein, wie könnte ich das Kind von der Mutter trennen! Und doch! Auch das arme Kind in die ewige Gefangenschaft! O, was beginnen? — Bleiben Sie noch hier in der Nähe, mein Herr! Sie können doch noch vielleicht unser Schutzengel werden."

„Ich bleibe hier," sagte ich. „Und was in meinen Kräften steht, darauf können Sie rechnen. Ich werde für Sie wachen. Wir sehen uns, wenn Gefahr droht, wieder."

Er schied mit einem bittenden und dankenden Händedruck, zu seiner Frau zurückkehrend. Ich

begab mich wieder in die Krugstube, und als ich in sie hineintrat und sah, was sich während meiner Abwesenheit darin begeben hatte, stand plötzlich ein Plan, der bisher in meinem Innern, trotz alles Grübelns, sich nicht hatte gestalten wollen, wie ein klares, lebendiges Bild vor mir, und zu allem dem Weh, das ich gehört und gesehen hatte, wollte auf einmal eine fast tolle Lust in mein Herz hineintreten.

Ich war länger als ein paar Minuten fortgewesen. Der lange Assessor hatte die Zeit benutzt; nicht er allein. Ein leeres Punschglas stand vor ihm, es war kein kleines; daß es voll gewesen und er es ganz ausgeleert hatte, zeigte mir sein Gesicht deutlich. Die grauen Falten darin waren violett geworden, und die kleinen grauen Augen leuchteten zärtlich, nicht etwa nach dem leeren Glase. Die große, hübsche Harfenistin saß neben ihm, ein halbleeres Punschglas stand vor ihr, ihre Finger rauschten einen munteren Marsch durch die Saiten ihrer Harfe; ihre Augen erwiderten die zärtlichen Blicke des Assessors. Das sah ich bei meinem Eintreten. Mein alter, kluger Dolmetscher hatte sich mit seinem Punschglase an einen Seitentisch zurückgezogen.

„Ah, Herr Direktor,“ rief der Assessor mir

entgegen; „es ist Zeit, daß Sie kommen, der Punsch wäre sonst kalt geworden. Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich ohne Sie angefangen habe? Ich war so verzweifelt durchfroren, und er ist ausgezeichnet, ich versichere Sie."

„Daran zweifle ich keinen Augenblick," versicherte ich ihm, „und um es Ihnen durch die That zu beweisen —"

Er hatte mir schon ein Glas eingeschenkt und dann das seinige wieder gefüllt.

„Stoßen wir an, Herr Assessor, auf den baldigen Regierungsrath. Noch in diesem Jahre."

„Ah, ah! Ich hoffe es."

Die Hoffnung brachte ihn auf einmal auf andere Gedanken.

„Sie genehmigen doch, daß ich auch Ihrem Herrn Secretair eingeschenkt habe?"

„Warum hätten Sie nicht sollen?"

„Ein Subalternbeamter!" sagte er, die Schultern in die Höhe ziehend.

Der Punsch hatte schon angefangen seine innere Natur hervorzuziehen. Er mußte schon mächtig in ihm wirken.

„Und auch dieser Dame," fuhr er fort, „habe ich ein Glas angeboten. Sie bat, mich mit ihrer Harfe unterhalten zu dürfen. Da war denn eine

Freundlichkeit der anderen werth. Und zudem, die Schönheit macht Alles gleich. Nicht wahr, mein schönes Kind? Nun, trinken Sie einmal; geniren Sie sich nicht in unserer Gegenwart."

Die große Person genirte sich wahrhaftig nicht. Sie that einen tüchtigen Zug aus ihrem Glase und sie sah nur um so frischer darnach aus.

„Der Assessor wird eher fertig als die," riefen mir die klugen Augen des alten Dolmetschers von seinem Seitentische zu.

Den Assessor aber schienen die frischen, vollen Lippen, die so behaglich den süßen Trank schlürften, mit neuer Zärtlichkeit erfüllt zu haben.

„Ah, ah, meine Schöne, lassen Sie einmal die Fingen ruhen und erzählen Sie mir. Wir haben noch gar nicht mit einander gesprochen. Woher kommen Sie denn?"

„Ich bin aus Königsberg."

„Und wie heißen Sie?"

„Laura Lautenschlag."

„Ei, ei, ein formidabel passender Name für Sie. Und wohin wollen Sie, schöne Laura Lautenschlag?"

„Nach Rußland."

„Um dort die Harfe zu spielen?"

„Jawohl."

„Aber haben Sie auch einen Paß?"

„Ich habe meine preußische Concession."

„Aber die gilt nur für Preußen. Und damit wollen Sie über die Grenze kommen?"

„Ich gehe nach Georgenburg; ich kenne die russischen Herren Offiziere da."

„Ah, dann freilich. Sonst hätte ich Ihnen meinen Schutz angeboten. Ich fahre morgen hinüber, und wenn Sie noch wollen —"

„Sie sind sehr gütig, gnädiger Herr," sagte Laura Lautenschlag, auf das Anerbieten eingehend.

Das, und vielleicht auch der „gnädige Herr" entzückten den Assessor.

„Ah, stoßen wir an, mein schönes Kind. Auf eine gute Reise!"

Der Punsch konnte aus dem Innern des Assessors viel an das Tageslicht heraufholen. Er stieß mit der Person an. Dann fragte er sie:

„Sie können doch auch singen, schöne Laura?"

„O, gewiß, gnädiger Herr."

„So singen Sie einmal. Aber ein recht zärtliches Lied."

Sie sang, und sie sang mit einer hellen, klaren Stimme nicht übel. Der Assessor hörte ihr mit neuem steigenden Entzücken zu. Aber mein Plan wollte, daß ich ihm näher kam, und zwar

recht bald. Es war schon nahe an zehn Uhr, und um Mitternacht war der Ueberfall der Russen, wenn er kommen sollte, zu erwarten.

„Sie wollen also ebenfalls morgen über die Grenze?“ fragte ich ihn.

„Allerdings. In jener Angelegenheit. Ah, parbleu, wir wollten ja über den Schulzen sprechen.“

„Es hat noch Zeit. Er schläft doch schon. Waren Sie schon öfter drüben?“

„Noch nie.“

„Sie haben doch einen Paß?“

„Ich bedarf keines Passes.“

„Ei, ei! Die Russen sind eigene Leute. Kennen Sie die Geschichte des Regimentsarztes aus Tilsit?“

„Nein.“

Ich erzählte ihm die damals vielbesprochene Affaire eines preußischen Arztes, der, ohne sich mit einem Paß versehen zu haben, einen russischen Kranken in der Nähe von Georgenburg besuchte, dort als Ueberläufer angesehen, als solcher fortgeschleppt und nur durch die zufällige Dazwischenkunft des russischen Generalconsuls v. Adelson aus Königsberg gerettet wurde.

„Hm, hm,“ sagte der Assessor etwas bedenklich, als ich meine Erzählung geendigt hatte. Ich mußte ihn wieder in anderer Weise fassen.

„Indessen Sie, Herr Regierungsassessor, werden um so weniger eines Passes bedürfen, da Sie den Russen ja andere Leute zuführen, die nach dem Innern des Landes geführt werden sollen."

„Freilich, freilich."

„Sie sprechen doch russisch?"

„Nein."

„Auch nicht polnisch?"

„Ebenfalls nicht. Man hat keine Zeit, alle diese barbarischen Sprachen zu erlernen."

„Es ist wahr. Aber sie können einem zu Zeiten aus der Noth helfen."

Er war nachdenklich geworden. Großen Muth schien er nicht zu haben. Menschen, denen der Muth fehlt, greifen um so lieber nach äußeren Mitteln, sich ihn zu verschaffen oder zu ersetzen.

„Stoßen wir auf gute Geschäfte für morgen an," forderte ich ihn auf.

Er leerte hastig sein Glas. Die Falten seines Gesichts, die schon wieder grau geworden waren, fingen von neuem an, sich violett zu färben.

„Der Punsch ist wirklich ausgezeichnet," sagte ich. „Darf ich bitten, mir noch ein Glas einzuschenken?"

Er schenkte mir ein.

„Ich freue mich, daß Sie ihn gut finden."

„Ich bedarf zudem seiner. Das Schicksal der armen Leute geht mir durch den Kopf und ich muß trinken, um mir die Sache von dem Herzen abzuwehren. — Aber Sie vergessen sich selbst doch nicht?“

Er füllte auch sein Glas wieder.

„O, keineswegs. Aber darf ich fragen, von welchen Leuten Sie redeten?“

„Von dem armen Grafen Tomborski.“

„Ah, er ist ein Hochverräther.“

„Aber er soll mit Frau und Kind in die Gefangenschaft.“

„Haben sie nicht ihr Schicksal verdient?“

„Auch die Frau?“

„Warum sagte sie sich von dem Hochverräther seines Vaterlandes nicht los?“

„Aber das unschuldige, anderthalbjährige Kind denn?“

„Es ist ein Unglück für das Kind. Aber können alle Menschen nur glücklich sein?“

Ich konnte doch kaum meine äußerliche Kälte und Ruhe bewahren. Ich mußte es, wenn ich helfen sollte.

„Es ist bei alledem hart, denn es ist eine so hohe, angesehene Familie. Die beiden Gatten müssen sich innig lieben, da die Frau nicht fliehen,

sich nicht retten wollte, um den verwundeten Mann zu pflegen, und der Mann wollte sich nicht befreien, um die kranke Frau nicht zu verlassen. So brachte Eins dem Andern das edelste, das erhabenste Opfer der treuesten Gattenliebe. Und dafür die ewige Nacht des Kerkers!"

Er war wieder etwas unruhig geworden.

„Sie vergessen doch das Trinken nicht, Herr Assessor?"

Er trank hastiger.

„Sie sind nachdenklich geworden, verehrter Herr! Ah bah! Wir Juristen haben ein Sprüchwort: „Fiat justitia et pereat mundus!" Für die Polizei gilt es noch mehr. Und Sie werden einen hübschen russischen Orden erhalten. Den Wladimir! Was meinen Sie dazu? Stoßen wir auf ihn an."

Er trank sein Glas aus.

„Und auf ihn muß nothwendig ein preußischer Orden folgen. Der rothe Adler! Stoßen wir auch auf ihn an. Aber füllen Sie vorher Ihr Glas! Ganz, bis an den Rand! Bei dem rothen Adler darf es nicht anders sein. Und bis auf die Neige muß ausgetrunken werden. Es wäre anders unpatriotisch."

Er schenkte voll ein und trank ganz leer. Ein

guter Patriot war er. Und — auch der Patriotismus berauscht ja. Die Falten in seinem Gesichte begannen zu glühen, seine Augen verschwammen, und aus seinem Innern kam Alles an das Tageslicht herauf, was darin noch verborgen gewesen und wer weiß seit wie vielen Jahren nicht zum Vorschein gekommen war.

„Ein Orden! Ja, ja! Vielleicht zwei! Und he, Sie schöne Laura Lautenschlag, geben Sie Ihr Singen auf und rücken Sie näher. Sie müssen auch anstoßen."

Laura Lautenschlag ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie stieß mit an und trank aus. „Also wir reisen morgen zusammen, gnädiger Herr?"

„Versteht sich. In meinem Wagen, unter meinem Schutze."

„Lassen Sie uns auf die Reise noch einmal anstoßen."

„Ei ja, das wollen wir, Sie — Du Wetterhexe mit den großen schwarzen Augen."

Sie stießen noch einmal an und tranken noch einmal aus. Dann war es Zeit, hohe Zeit für ihn.

„Verehrter Herr Regierungsassessor," sagte ich zu ihm, „wollen Sie nicht jetzt zu dem Schulzen schicken?"

Er lachte, oder vielmehr er lallte ein Lachen.

„Was kümmern mich alle Schulzen der Welt! Unterbediente, Kropzeug!“

„Sie haben Recht. Es ist auch sehr spät, und ich denke, wir gehen zu Bett.“

„Ja, ja, da bin ich mit dabei.“

Die aufregende Macht des heißen und hitzigen Getränkes hatte schon angefangen, der einschläfernden zu weichen. Auf einmal fuhr er auf.

„Verdammt, hätte ich beinahe etwas vergessen! Ich habe noch eine Bitte an Sie, Herr Direktor.“

„Sie haben über mich zu befehlen.“

„Der Krüger hat nur drei Kammern im Hause. Alle drei waren bei meiner Ankunft schon besetzt, und er sagte mir, ich müsse hier in der Krugstube auf der Streu schlafen, wenn Sie nicht die Güte haben wollten, mir zu Hülfe zu kommen. Dürfte ich Sie bitten, mir die Kammer Ihrers Protokollführers zu überlassen?“

Mir bebte das Herz vor Freude. Er war mir entgegengekommen.

„Ei, mein Herr Assessor, Sie sollen meine Kammer haben.“

„O, ich bitte —“

„Keinen Widerspruch. Das versteht sich von selbst. Ein Mann von Ihrer Distinction —!“

„Ich danke Ihnen. Ich werde mich dessen erinnern.“

Er blähete sich zum letzten Male auf. Ich gab dem Dolmetscher einen Wink.

„Herr Secretair, wären Sie so gütig, dem Herrn Regierungsassessor das Zimmer zu zeigen, und meine Sachen in das Ihrige bringen zu lassen?“

Der alte Dolmetscher nahm den jungen Herrn, der nicht gut mehr gehen konnte, unter den Arm und führte ihn zu der Krugstube hinaus. Ich wandte mich dann an die Harfenspielerin.

„Sie werden auch müde sein, meine Schöne.“

Sie war noch aufgeräumt.

„O, um Mitternacht fängt mein Leben an.“

„Ich glaube es Ihnen. Aber ich möchte gern Ruhe haben.“

„Ich werde Sie ja da oben nicht stören.“

„Aber hier unten.“

„Wie?“

„Ich bin galant und trete Ihnen mein zweites Zimmer da oben ab. Ich und mein Secretair werden hier unten bleiben.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mein voller Ernst.“

„Sie sind wirklich galant. Und da will ich auch sofort —“

Sie war schon aufgestanden und nahm ihre Harfe, ihren großen Shawl und ihr kleines Bündel und wollte gehen. Der Dolmetscher kehrte zurück.

„Lieber Secretair, dieser Dame überlassen Sie wohl Ihr Zimmer? Unsere Sachen werden dann hierher geschafft.“

„Sehr wohl, Herr Direktor.“

Der kluge Mann hatte mich verstanden, ohne daß er wußte, warum. Vielleicht hatte er es doch errathen. Die Schöne entfernte sich mit ihm. Ich ahmete freier auf, denn ich hatte halb gewonnen Spiel. Da mußte ich auch die andere Hälfte gewinnen. Der Dolmetscher kehrte zum zweiten Male lachend zurück.

„Erzählen Sie, Herr Secretair.“

„Den Herrn Assessor mußte ich in sein Zimmer forttragen. Ach, Freundchen, sagte er dann, ziehen Sie mir die Stiefeln aus. Ich kann es nicht mehr. Der verdammte Punsch! — Ich zog ihm die Stiefeln aus. Mit dem Anderen werde ich schon selbst fertig werden, sagte er dann. Aber er konnte es nicht; er taumelte mit den vollen Kleidern in das Bett. Und wie er lag, schlief er schon. Ich deckte ihn zu.“

„Und die Harfenistin?“

„Sie that sehr ängstlich. Sie werde hier oben doch wohl sicher sein? fragte sie mich. Wie in Abraham's Schooß, antwortete ich ihr. Alles schläft schon, wie ein Ratz. Da ging sie in ihr Zimmer. Sie war auch wohl selbst müde."

Mir wurde immer leichter um das Herz.

„Und nun rufen Sie mir den Krüger her," sagte ich zu dem Dolmetscher.

„Darf ich wissen was Sie vorhaben?" fragte er doch.

Ich theilte ihm mit, was ich erfahren, was ich errathen, was ich vorhatte. Er ging den Krüger zu holen. Er hatte den Menschen unten und oben im Hause umherschleichen sehen. Es war eilf Uhr. Eine halbe, höchstens eine Stunde konnte ich noch Zeit haben. Aber zunächst mußte ich Gewißheit erlangen. Nur der Krugwirth konnte sie mir geben. Mit ihm hatte ich dann noch weit mehr zu sprechen. Er kam herein, keck, ängstlich und falsch, wie das böse Gewissen.

„Der Herr Direktor wünschten mich zu sprechen?"

„Mein Secretair und ich werden hier unten schlafen; wir haben unsere Zimmer oben vergeben."

„Ich habe es bemerkt. Aber warum?"

„Warum, mein lieber Krüger? Blos um Ihretwillen."

Ich sah ihn fest und scharf an. Er konnte mich nicht ansehen. Und doch konnte er unmöglich wissen, was ich meinte, Er sagte auch: „Mir wäre es lieber gewesen, wenn der Herr Direktor oben geblieben wäre.“

„Es käme darauf an. Aber beantworten Sie mir ein paar Fragen. Weiß der Assessor von der polnischen Familie, die da oben bei Ihnen logirt?“

Er stellte sich verwundert.

„Es sind arme Leute; was sollte der Herr Assessor mit ihnen zu thun haben?“

„Also er weiß nichts von ihnen?“

„Ich kann es nicht sagen.“

„Aber weiß er vielleicht von dem, was heute Nacht hier geschehen wird?“

„Hier? Heute Nacht?“

„Hier bei Ihnen.“

„Ich weiß selbst von nichts.“

„Gut. Aber vielleicht haben Sie wohl einmal in Ihrer Jugend, in der Schule, von Leuten erzählen hören, die in die Sklaverei verkauft wurden, an die Türken, nach Fez, Marrokko, Algier?“

„In der Schule haben wir davon gehört.“

„In späteren Jahren auch wohl von den See-

lenverkäufern, besonders in Holland, auch wohl in den angrenzenden deutschen Ländern?"

„In den Zeitungen wurde oft davon geredet."

„Wurde auch von der Bestrafung solcher Seelenverkäufer geredet?"

„Ich weiß das nicht mehr."

„So weiß ich es noch. Diejenigen, die Leute in die türkische Gefangenschaft verriethen, wurden geköpft, manchmal auch gerädert, und die Seelenverkäufer hing man an den höchsten Galgen, den man eben hatte. Denn nach den Gesetzen war und ist noch das Eine wie das Andere ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen, das Menschenraub genannt wird."

Er war unruhig geworden. Seine Augen gingen am Boden hin und her. Ich fuhr ruhig, wie ich bisher gesprochen hatte, fort:

„Wie würden Sie es nennen, wenn Jemand Deutsche oder Polen an die Russen verkauft?"

„Ich weiß es nicht," sagte er mit ungewisser Stimme.

„Würden Sie einen Unterschied zwischen einem solchen Burschen und jenen Sklaven- und Seelenverkäufern finden?"

Er hatte keine Antwort.

„Wer Jemanden an die Russen verkauft, der

ist ebenso schlimm als ein Sklaven- und Seelenverkäufer, der Verkaufte mag ein Russe oder ein Pole oder ein Preuße oder sonst wer sein. Er ist immer ein Mensch, und wenn er hier in Preußen ist, so steht er unter dem Schutze der preußischen Gesetze, und nur nach diesen kann über ihn verfahren werden, und über diese haben nur die Behörden zu bestimmen."

Der Schweiß lief ihm von der Stirn. Antworten konnte er wieder nicht. Er stand wie das entlarvte böse Gewissen vor mir. Ich mußte rasch mit ihm fertig sein, denn ich sah es ihm an, daß er alle Kraft verloren hatte, sich ferner zu wehren.

„Sie wissen doch, daß ich Kriminaldirektor bin?"

„Gewiß."

„Und auch wie das Kriminalgericht mit schweren Verbrechern zu verfahren hat?"

Er konnte nicht antworten.

„Nur offene Wahrheit rettet Sie. Antworten Sie mir auf meine Fragen. Es ist der von den Russen verfolgte Graf Tomborski, der oben bei Ihnen logirt?"

„Ja," sagte er leise.

„Die Russen wollen ihn heute Nacht hier von Ihnen abholen?"

„Ja."

„Der Assessor aus Gumbinnen weiß, daß der Graf hier ist?"

„Ich habe es ihm gesagt."

„Die Russen wollen ihn dennoch heute Nacht holen?"

„Es war schon bestimmt, ehe der Assessor kam."

„Der Assessor weiß davon?"

„Kein Wort."

„Um welche Zeit werden die Russen kommen?"

„Sie wollten um Mitternacht hier sein."

„Wie viel Mann?"

„Kosaken und Straßniks. Wie viele, weiß ich nicht."

„Mit oder ohne Lärm?"

„Sie pflegen ganz in der Stille zu kommen."

„Kennt man den Verfolgten von Person?"

„Nur nach dem Signalement."

„Was soll nun werden, wenn sie kommen?"

„Ich weiß es nicht."

Er wußte es in der That nicht, denn er stand völlig vernichtet da.

„Kann die Gemeinde gegen sie aufgeboten werden?"

„Es würde kein Mensch kommen."

„Können Sie sie zurückschicken?"

„Sie würden mich ebenfalls mitnehmen, wenn ich nur ein Wort spräche.“

„Es wäre am Ende das Beste für Sie. Denn wenn den Russen der Raub gelingt, dessen Mitanstifter Sie sind, so wäre Ihr Loos in Preußen nur das Beil des Henkers, und das Erste, was ich nach dem Abzuge der Russen von hier thäte, wäre, Sie zu verhaften und in meine Kriminalgefängnisse zu schicken.“

Er war in unbeschreibliche Angst gerathen.

„Helfen Sie mir, retten Sie mich, Herr Kriminaldirektor. Um meiner armen Frau und Kinder willen.“

„Sie wenigstens verdienten es nicht. Sie wissen also kein Mittel?“

„Gar keins.“

„So thun Sie Alles, was ich Ihnen befehlen werde.“

„Befehlen Sie, Herr Kriminaldirektor.“

„Aber auf das Pünktlichste. Und sollten Sie mit einer Silbe, einem Blicke, einer Bewegung den Verräther spielen wollen, Sie wären unrettbar verloren.“

„Ich werde Alles thun, was Sie von mir wollen.“

„Zunächst noch einige Fragen. Was haben Sie mit den Russen verabredet?“

„Sie werden um Mitternacht kommen, still das Haus besetzen und eindringen.“

„Die Hausthür wird offen stehen?“

„So sollte sie.“

„Sollen Sie sich zeigen?“

„Nein, kein Mensch aus dem Hause.“

„Wo sollen die Russen die Verfolgten finden?“

„Oben in der Kammer.“

„Haben Sie ihnen die Kammer bezeichnet?“

„Die zweite rechts am Gange.“

„Das ist schlimm. Aber wir müssen auf Glück rechnen. Zeigen Sie mir Ihre Räume hier unten, und dann machen Sie für mich und meinen Secretair hier in der Krugstube die Lager zurecht.“

Ich besah die unteren Räume des Hauses. Gleich hinter der Krugstube lag eine geräumige Stube, die zur Wohn- und zugleich Schlafstube für die Familie des Krügers diente. Es stand ein großes Himmelbett darin. Unmittelbar daran stieß eine kleinere Kammer, welche das Schlafgemach der älteren Kinder des Krügers war. Hinter ihr lag eine zweite Kammer, in der die Haushaltungsvorräthe, sofern sie nicht im Keller waren, verwahrt wurden. Die Krugstube lag gleich rechts an dem kleinen Flur, in dem man durch die Hausthür eintrat. Zu Ende des Flurs war die Treppe,

die nach oben führte. Ich erstieg sie, und sie brachte mich in einen kleinen, schmalen Gang. An diesem befanden sich drei Thüren, zweie rechts, die dritte links, ihnen gegenüber. In der zweiten Stube rechts war es still; der Graf Tomborski mit seiner Frau und seinem Kinde war darin.

Ein entsetzlich lautes Schnarchen drang durch die Thür links hervor. Die Stube war für mich bestimmt gewesen. Der Assessor Häring schlief darin. Er schlief sicher und fest, denn er schlief den Schlaf des Rausches. Den Schlaf des Gerechten? mußte ich mich fragen, während ich vor seiner Thür stehen blieb und mit Genugthuung den furchtbaren Schnarchtönen lauschte. Warum hatte er mir verschwiegen, daß er die armen Verfolgten schon hier in seiner Gewalt wußte? War es nicht auch das böse Gewissen? Eine Züchtigung hat er jedenfalls verdient. Aber jene da? mußte ich mich dann fragen, indem ich mich nach der ersten Thür rechts in dem Gange zurückwandte.

Die große, hübsche Königsberger Harfenistin Laura Lautenschlag schlief dort. Ich hörte auch ihr Schnarchen, es war nur leiser. Auch sie? Indeß, sie wollte ja über die Grenze, und sie wird ihren Vertrag schon mit den Dragoneroffi-

zieren in Georgenburg machen. — Also frisch vorwärts.

Ich klopfte leise an die Thür des Grafen Tomborski. Der Diener öffnete. Als er mich sah, nickte er mir zu; dann ging er zurück. Im Augenblicke nachher stand der Graf bei mir im Gange; wir sprachen leise mit einander.

„Mein Herr, die Russen werden in einer Viertelstunde hier sein.“

„Also doch!“

„Aber hoffentlich sind Sie gerettet.“

„Ich? Nie werde ich mein Weib, mein Kind verlassen.“

„Sie sollen es nicht. Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin in dem Augenblicke?“

„Sie schläft. Das Fieber scheint etwas nachgelassen zu haben.“

„Würden Sie sie wecken dürfen?“

„Wenn es sein müßte.“

„Würde sie ohne Gefahr aus ihrem Bette hier oben in ein Bett nach unten im Hause gebracht werden können?“

„Muß es sein?“

„Es muß sein.“

„So werden mein Diener und ich sie hinuntertragen.“

„Das Kind kann nachgebracht werden. Darf ich nur bitten sich zu beeilen!"

„Es soll geschehen."

„Ich werde Sie unten erwarten."

Ich kehrte nach unten zurück. Vorher lauschte ich noch einmal an den Thüren des Assessors und der Harfenistin; sie schnarchten Beide ungestört. Der Krüger hatte in der Krugstube zwei Lager bereitet, für mich und den Dolmetscher.

„Schlafen Ihre Frau und Kinder schon?" fragte ich ihn.

„Meine Frau ist noch auf."

„Wo?"

„In unserer Stube hier nebenan."

„Lassen Sie sie zu den Kindern in die Kammer gehen. Dort bleibt sie; Sie kehren hierher zurück."

Er ging in seine Stube, der Frau den Befehl zu überbringen. Ich hörte schon Tritte die Treppe herunter kommen und ging ihnen in den Hausflur entgegen; es waren der Graf und sein Diener. Sie trugen die Gräfin in ihren Bettstücken; ich ließ sie in die Krugstube, dann in die Stube des Krügers treten und wies ihnen das Himmelbett der Krügersleute an. Sie legten die Kranke hinein. Der Diener kehrte zurück, die

Wiege mit dem Kinde zu holen; er brachte sie bald und trug sie gleichfalls in die Stube.

„Jetzt rasch nach oben zurück," ließ ich ihm durch den Dolmetscher befehlen, „um jede Spur zu vertilgen, daß heute Jemand in dem Zimmer verweilt habe."

Er eilte zurück, der Dolmetscher begleitete ihn. Nach wenigen Minuten brachten sie den Rest der Bettstücken von oben, welche in die Stube des Krügers getragen wurden.

„Schnarchen die Beiden oben noch?" fragte ich den Dolmetscher.

„Es hört sich in dem Gange wie ein Kreuzfeuer an," antwortete er.

Der Graf kam in die Krugstube, um mich zu fragen, ob ich noch etwas anzuordnen habe.

„Nichts, mein Herr," sagte ich ihm. „Bleiben Sie nur mit Ihrem Diener bei der Kranken und dem Kinde. Ganz ruhig, was Sie auch hören mögen."

„Sie haben Hoffnung?"

„Vertrauen und Hoffnung."

Er kehrte zu der Kranken zurück; der Diener war bei ihr geblieben. Es schlug Mitternacht auf der Wanduhr in der Krugstube. Der Dolmetscher, der Krüger und ich waren allein in dem

Zimmer; der Dolmetscher hatte sich auf die Bank am Ofen gesetzt, und der Krüger ging unruhig in der Stube umher. In mir war es gleichfalls unruhig genug. Aber ich war auch ermüdet. Ich setzte mich zu dem Dolmetscher. Ich hatte gethan, was ich konnte; mich wollte darnach auf einmal eine große Angst befallen. Nicht um den Assessor, der die Milde der russischen Regierung nicht genug hatte loben können; er bekam jetzt Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen. Auch nicht um Laura Lautenschlag, sie kam ungehinderter an ihr Reiseziel. Daß Beide Sibirien nicht sehen würden, darüber war ich unbesorgt, da konnte eine kleine Angst sie nur zu einem wohlthuenden Nachdenken bringen. Ich muß es leider gestehen, ich hatte kein Mitleiden für sie.

Aber wenn von den Russen da oben die Verwechselung erkannt wurde? Dann war all mein Mühen vergeblich, und die unglücklichen Verfolgten waren nur neuen Grausamkeiten der um so mehr erbitterten Russen ausgesetzt. Und wie leicht war die Erkennung! Der Assessor und die Harfenspielerin wurden zwar im ersten tiefen Schlafe und zwar in jenem festen Schlafe des Rausches überfallen. Die Russen hatten Veranlassung und liebten es, bei solchen Gelegenheiten jedes Geräusch

zu vermeiden, und gaben daher gewiß dem Einen nicht lange Zeit zum Reden und der Andern nicht zum Schreien. Zudem verstanden Beide nicht Polnisch und nicht Russisch. Aber schon die Veränderung der Zimmer konnte ein Mißlingen befürchten lassen; dann das Fehlen des Kindes! Wie unendlich leicht konnte irgend ein anderer unglücklicher Zufall hinzutreten! Aber was halfen diese und ähnliche Gedanken und Befürchtungen? Es müßten vielmehr Besonnenheit und Muth zusammengenommen werden. Es konnte noch zu handeln geben. Ich schlug mir alle Furcht aus dem Sinne. Dem Dolmetscher sah ich ebenfalls die Entschlossenheit an, und nur der Wirth ging bleich wie ein Gespenst, auf jeden Laut horchend, in der Stube umher. Seine Angst war mir lieb, denn um so weniger war seine natürliche Falschheit zu fürchten. In der Stube nebenan, in der die Verfolgten sich befanden, hörte man nichts; auch draußen war es still. Der Regen hatte nachgelassen, ein leichter Wind strich schwirrend durch ein paar Fichten, die seitab vom Kruge standen. Dichte Regenwolken hingen noch immer am Himmel, und die Finsterniß draußen war eine fast undurchdringliche.

Die Wanduhr zeigte zehn Minuten über Mit-

ternacht. Durch die Stille der Nacht wurde ein Laut hörbar, von der entgegengesetzten Seite des Dorfes her. Dort war die polnische Grenze. Der Krüger zuckte zusammen und stellte seinen Spaziergang durch die Stube ein.

„Das sind sie, Krüger?“ sagte ich.

„Ich glaube.“

„Ja, ja,“ sagte er gleich darauf bestimmt.

„Dürfen sie das Licht hier in der Stube sehen?“

„Es war nicht davon gesprochen. Aber besser, wir machen es aus; wir können es ja jeden Augenblick wieder anzünden.“

Er blies die Lampe aus, die auf dem Tische stand. Es war das einzige Licht in der Stube.

„Ist die Hausthür offen?“

„Sie ist nur angelehnt.“

„So war wohl die Abrede?“

„Ja.“

„Und Niemand soll sich hören oder sehen lassen.“

„Kein Mensch.“

„Wollte man hier in die Krugstube kommen?“

„Nein. Sie wollen gleich nach oben und dann auf der Stelle zurück.“

„Wer führt sie an?“

„Der Offizier, der hier war. Er war von Marianopel gekommen.“

Ich fragte nicht weiter. Jener Laut war näher gekommen. Es war noch immer ein unbestimmtes Geräusch; erst als es auf dreißig bis vierzig Schritte näher gekommen sein mochte, unterschied man leises Klirren von Waffen und das Schnauben von Pferden. Den Tritt vernahm man auch jetzt kaum, denn der Weg war von tiefem Sand, und die Hufe der Thiere mußten ohne Eisen sein, denn die Russen reiten so. Sie kamen im Schritt näher. Ich trat in die Nähe eines Fensters, das nach der Straße hinführte, und durfte es bei der völligen Dunkelheit, die in der Stube wie auf der Straße herrschte. Eine dunkle in der Straße wogende Masse langte gerade vor dem Hause an; auf ein leises Commandowort machten sie Halt. In dem Momente herrschte die tiefste Stille, kein Rasseln oder Klirren eines Säbels mehr, keine Menschenstimme, selbst kaum noch ein leichtes Schnauben eines Pferdes. Ich überzählte die Masse rasch, ich schätzte sie nur in Gedanken, es konnten an vierzig Mann im Wege halten. Dunkle Gestalten auf dunklen Pferden, weiter konnte ich nichts erkennen. Sie vertheilten sich ohne ein neues Commando, Jedem mußte schon

vorher seine Bestimmung angewiesen sein. Die Localität war dem Anführer, wie wohl manchem Anderen der Truppe bekannt. Sie ritten still auseinander. Man hörte jetzt in der nächsten Nähe kaum den Tritt der Pferde, man hörte kein Athmen; es war als wenn die Reiter den Thieren zugeredet und diese sie verstanden hätten. Sie ritten in kleinen Trupps auseinander in verschiedenen Richtungen; unzweifelhaft besetzten sie das Haus von allen Seiten; etwa die Hälfte war auf der Straße vor der Thür zurückgeblieben.

Als sie sich vertheilt hatten und es in der Straße lichter geworden war, entdeckte ich einen niedrigen bedeckten Wagen, den sie umgeben hatten; er hielt jetzt frei mitten auf der Straße. Solcher „Kibitken" pflegten die Russen zu solchen Executionen sich zu bedienen. Von den vor dem Hause Zurückgebliebenen verließ die Hälfte die Pferde; sie gingen auf das Haus zu. In demselben Augenblicke drehte der Wagen auf der Straße um.

Ich trat von dem Fenster zurück und eilte an die Thür der Krugstube. Konnte ich auch nicht sehen, was im Hause vorging, hören mußte ich es so deutlich wie möglich. Ich hob fast unhörbar die Klinke der Hausthür auf; so war sie nur angelehnt, ich konnte sie jeden Augenblick völlig ge-

räuschlos weiter öffnen. Was sich auf dem Flur zutrug, konnte ich schon jetzt besser hören. Den Dolmetscher winkte ich zu mir heran; er sprach russisch und polnisch und sollte mir die Worte übersetzen, die ich nicht verstand.

Die nur angelehnte Hausthür wurde leise geöffnet; zehn bis zwölf Mann traten eben so leise in den Hausflur; die meisten schritten tiefer in ihn hinein, und eine Anzahl stieg dann die Treppe hinauf. Alles geschah fast unhörbar; gesprochen wurde kein Wort, und auch hier mußte Jeder schon vorher seine bestimmte Ordre erhalten haben. Unten im Flur schienen zwei Mann zurückgeblieben zu sein. Ich hörte ein Knistern von Sand unmittelbar vor der Stubenthür, hinter der ich mit dem Dolmetscher stand, und einen leisen Schritt hinten am Fuße der Treppe. Der Dolmetscher und ich durften nicht wagen, laut aufzuathmen; desto schärfer konnten wir horchen. Die, welche die Treppe hinaufgestiegen waren, waren oben angelangt, man hörte nichts mehr. Sie suchten sich wohl erst zu orientiren.

Nach einer Minute wurde leise eine Thür geöffnet, dann war Alles still. Nur die Thür der Stube, in der die Verfolgten sich befunden hatten, konnte geöffnet sein; sie mußten die Stube leer

finden. Was dann? Ein entscheidender Moment war eingetreten; der erste. Ich horchte mit tiefangehaltenem Athem, nicht aus Furcht vor dem Russen, der keine drei Schritt von mir stand, nur um keinen Laut da oben zu verlieren. Aber dem Pochen meines Herzens konnte ich nicht gebieten, denn es pochte in mir, daß ich meinte, der Russe müsse es jeden Augenblick hören. Sie kamen aus der Stube zurück. Im Gange oben erhob sich ein dumpfes Gemurmel. Sie hielten wohl Rath, wohin nun; sie mußten sich in dem Gange zuvor von Neuem orientiren.

Der Posten vor unserer Thür murmelte auch etwas in sich hinein; einen Fluch, wie mir der Dolmetscher nachher sagte. Dann ging er nach dem Fuße der Treppe zu. Dort sprach er leise mit seinem Cameraden. Wir konnten die Thür ein wenig mehr öffnen und freier athmen. Oben wurde wieder eine Thür aufgemacht, sehr leise.

„Welche ist es?" fragte ich den Dolmetscher.

„Sie scheint mir links von der Treppe zu sein."

„Also die des Assessors?"

„Ich glaube."

Sie waren in der Stube des Assessors. Der Athem wollte mir vergehen vor Spannung. Es war wieder Alles still. Auf einmal durchfuhr ein

lauter Schrei die Luft. Der Dolmetscher und ich flogen in die Höhe. Der Assessor schrie: „Hülfe! Mordio!“ Mehr konnte er nicht rufen. Was nun? Es war der zweite entscheidende Moment. Der erste war glücklich vorübergegangen. Aber die deutschen Laute! Die Russen waren in der That stutzig geworden. Einer redete, wie es schien, mit dem Assessor.

„Was spricht er?“ fragte ich den Dolmetscher.

„Er fragt ihn, wo seine Frau sei, ermahnt ihn aber nicht zu schreien, er werde sonst auf der Stelle geknebelt werden.“

Der Assessor antwortete dumpf, heiser. Die Hand, die ihm den Hals zugehalten, mußte sich nur halb geöffnet haben.

„Ich bin Assessor bei der königlichen Regierung zu Gumbinnen,“ sagte er.

Er hatte ihre Frage nicht verstanden. Der arme Assessor verstand nicht Polnisch und nicht Russisch, und die Russen verstanden kein Deutsch. Der Russe sprach wieder mit ihm. „Er fordert ihn auf, sich nicht zu verstellen,“ dolmetschte mir der Dolmetscher. Und der Assessor? antwortete würdevoll: „Ich habe das Polizeidepartement hier an der Grenze. Ich werde mich über diesen Grenz-

exceß am geeigneten Orte zu beschweren wissen. Lassen Sie mich auf der Stelle los."

Aber der Russe polterte drauf: „Verdammter Sohn einer Hündin," wie der Dolmetscher übersetzte. „Du verstellst Dich. Du willst kein Polnisch verstehen, Du gottvergessener Verschwörer und Hochverräther?"

Wenn der arme, brave, loyale Assessor die Worte verstanden hätte! Er fing an zu lamentiren. Er bat, er beschwor die Russen ihn loszulassen. Er hatte gut bitten. Sie hatten Alle gut reden. Keiner verstand den Anderen. Aber sein Lamentiren verstanden sie. Und —

„Bei dem heiligen Georg," sagte der Russe auf einmal wieder stutzend, „wenn es doch nicht der Rechte wäre! Der stolze Pole würde nicht so heulen."

Mir bebte das Herze im Leibe. Aber ein anderer der Russen bemerkte: „Er muß es doch sein. Der lange Körper stimmt. Er ist betrunken und darum weint er wie ein Weib."

„Ja, so ist es."

Wie segnete ich die langen Beine des Assessors und seinen ausgezeichneten Punsch! Sie sprachen nicht mehr mit ihm. Auch seine Stimme wurde nicht wieder laut. Sie mußten ihn kurz und gut

geknebelt haben. Kurz und gut. Man hatte keine Bewegung weiter gehört. Er mußte sich nicht einmal gewehrt haben. Sie sprachen unter sich wieder, und mein Dolmetscher übersetzte mir weiter: „Wo werden wir nun die Frau mit dem Kinde finden?"

„Sie muß in dem Zimmer auf der andern Seite des Ganges sein."

„Ist das Zimmer besetzt?"

„Ja, sie kann nicht entkommen."

„Hinein."

Wieder wurde leise eine Thür geöffnet. Sie verfuhren nach wie vor so geräuschlos wie möglich. Aber was half ihr leises Auftreten gegen die helle, klare Stimme der Harfenistin und Sängerin Laura Lautenschlag?

„Herr Assessor, es ist schändlich von Ihnen, Einen so im Schlafe zu überfallen." So kreischte sie wüthend auf. Der arme Assessor! Er selbst war überfallen, gebunden und geknebelt dazu. So lag er draußen im Gange vor der Thür. Und er sollte schändlicherweise eine so tugendhafte Dame überfallen haben! Und er hörte das, er konnte sich nicht wehren, er mußte die Anklage des schmachvollen Attentats über sich ergehen lassen! Ich hätte lachen mögen und konnte es doch nicht, vor

ungeheurer innerer Angst. Der letzte entscheidende Moment war da. Auch die Harfenistin war groß, vielleicht noch größer als die Polin. Aber sie war blühend, stark und hatte viel Punsch getrunken. Dazu war das Kind nicht da.

„Zum Teufel, die schreit!“ übersetzte mir der Dolmetscher den Fluch der Russen. „Knebelt sie.“

Aber mit ihr konnten sie nicht so kurz und gut fertig werden, wie mit dem langen Assessor. Man hörte ein Wehren, Balgen, Stoßen. „Hülfe, Herr Assessor!“ rief sie dazwischen. „Ich bin hier überfallen.“

Sie hatte wohl erkannt, daß der brave Assessor es nicht war, der ein Attentat gegen sie machte. Der Arme konnte auch ihrem Hülferuf nicht entgegenkommen, trotzdem er das Polizeidepartement hier an der Grenze hatte. Die Harfenistin hatte nicht weiter rufen können. Sie war überwältigt. Nach ihrem Kinde fragte man sie noch. Sie verstand die Frage nicht.

„Ei, was geht uns am Ende das Kind an?“ meinte einer der Russen. „Des Krügers Weib wird sich des Wurms erbarmt haben. Die Weiber sind mitleidige Thörinnen. Lassen wir es ihr.“

Sie waren fertig. Eine tiefe Stille herrschte. Sie schienen zu horchen, ob es in den übrigen

Theilen des Hauses ruhig geblieben sei. Dann kamen sie die Treppe herunter, langsam und leise, wie sie hinaufgegangen waren. Das Herz klopfte mir noch. Der geringste Zufall konnte noch immer Alles wenden. Sie kamen an der Thür vorbei, an der ich in dem angstvollen Harren stand. Wenn sie Einlaß begehrten, dann Licht, dann sahen, verglichen —! Sie gingen an der Thür vorüber. Die Hausthür wurde geöffnet, und sie schritten aus dem Hause. Kein Wort war gesprochen. Die Schritte waren langsam, regelmäßig. Die Gefangenen schienen getragen zu werden. So war es.

Das Herz klopfte mir nicht mehr ängstlich. Aber ganz frei aufathmen konnte ich noch nicht. Ich trat an das Fenster zurück und sah sie aus dem Hause kommen. Zwei Personen — die beiden Gefangenen — wurden von je zwei Mann getragen, zu der Kibitke hin, die noch im Wege hielt. Dann bestieg Alles wieder die Pferde. Ein leises Zeichen hatte die detachirten Trupps zurückberufen. Sie setzten sich wieder nach der Grenze hin in Bewegung. Alles war wieder schweigend, geräuschlos, in der musterhaftesten Ordnung geschehen. Sie kehrten in ihr Rußland zurück, in den unglücklichsten Theil ihres großen

und heiligen Rußland. Das Herz wurde mir ganz leicht.

Aus der Stube nebenan kam der Pole hervor, der Graf Tomborski. Er ergriff meine Hand und fiel mir weinend um den Hals. Sprechen konnte er nicht. Ich führte ihn zu der Stube zurück.

„Sie bedürfen der Ruhe. Wird die Kranke morgen früh weiter reisen können? Mein Wagen wird fertig sein.“

„Ich hoffe es. Sie schläft noch immer.“

Auch ich legte mich zur Ruhe, mit dem Dolmetscher und dem Krüger, den ich auch jetzt nicht von mir ließ. Wir bedurften Alle der Ruhe. Ich fand sie lange nicht. Kosaken und Straßniks, schwarzweiße Störche und arme Polen tanzten wirr vor meinen Augen umher. Eine lange Harfenistin spielte ihre Harfe dazu und sang dazwischen, daß sie eine tugendhafte Person sei und kein Kind habe. Dann wollte es mich aber wieder heiß überlaufen. Wenn drüben an der Grenze Jemand wäre, der den Grafen Tomborski kannte! Wenn sie dann nochmals zurückkehrten, geführt von dem wüthenden Assessor selbst! Die Nacht war noch lang und die Grenze war nahe. Aber eben der Assessor war mir eine Bürgschaft dafür, daß sie nicht zurückkamen.

Es ist ein eigen Ding um einen echten preußischen Beamten. Die Pflicht seines Amtes geht ihm über Alles, sie ist seine Ehre, sein Leben. So war es wenigstens früher, vor jenem zehnjährigen Regiment, als man an die Stelle der Ehre und der Pflicht den blindesten Gehorsam gegen den Vorgesetzten stellte und durch die Erfindung der Disciplinargesetze vollends der Ehre und der Pflicht der Beamten den Boden auszuschlagen suchte. Der Assessor hätte sich mit Hand und Fuß, mit Kopf und Herz gegen einen Grenzexceß gewehrt. Und dem preußischen Beamten gegenüber, also offen, hätten die Russen ihn nicht gewagt. Ich schlief zuletzt ebenfalls ein.

Als ich früh am Morgen erwachte, stand der Graf Tomborski schon an meinem Lager.

„Mein Herr, Sie hatten die Güte, mir Ihren Wagen anzubieten.“

„Er steht zu Ihren Diensten, mein Herr.“

„Meine Frau fühlt sich wohler. Die Ruhe der Nacht hat sie gestärkt. Wir können reisen.“

„Sie sollen es auf der Stelle.“

Ich sprang auf und rief selbst meinen Kutscher, der im Stalle bei den Pferden geschlafen hatte. Er spannte an, und eine Viertelstunde später saß der Graf mit Frau und Kind im Wagen. Von

ihrem Danke spreche ich nicht. Die arme Frau war fast aufgelöst in Thränen des Dankes, der Freude. Wohin sie wollten, ich erkundigte mich nicht darnach.

„Sie haben über meinen Kutscher zu befehlen," sagte ich zu dem Grafen.

„Ich bedarf seiner," erwiderte er mir, „nur wenige Stunden. Zwei Meilen von hier warten Freunde auf mich. Sie durften sich in größerer Nähe der Grenze vorher nicht aufstellen, um nicht die russischen Beamten aufmerksam zu machen, die auch auf dieser Seite der Grenze, gerade auf dieser Seite überall ihre Spione haben."

Sie fuhren davon. Sie waren gerettet und blieben es, wie ich später erfuhr. Der Assessor Häring aber? Und die Harfenistin Laura Lautenschlag? Die Knechte des Kruges und die fremden Kutscher hatten im Stalle geschlafen; die Mägde des Hauses in einem Verschlage daneben. Ihrer Aller Schlaf war in der Nacht keinen Augenblick gestört worden. Der Kutscher des Assessors fragte am Morgen zuerst nach seinem Herrn. Niemand hatte ihn gesehen. Er schlafe wohl noch, hieß es. Der Kutscher wartete. Aber sein Herr hatte ihm befohlen, sich früh zur Reise nach der Grenze fertig zu machen. Das Warten wurde ihm zu lang. Er ging zu der Stube seines Herrn hinauf und

kam mit einem leichenblassen Gesichte zurück. Der Assessor war fort. Nur seine Stiefeln waren da, seine weiße Halsbinde und seine Acten.

„Er hat sich ein Leid angethan, der arme Herr," sagte der Kutscher. „Ich habe es immer gedacht, daß es nicht ganz richtig mit ihm sei. Er zog die Beine immer so hoch, und sie waren doch schon lang genug. Und wenn er allein fuhr, sprach er immer laut mit sich: Regierungsrath, Geheimer Rath, Präsident, Rother Adler. Und dann sprang er auf einmal auf, daß er oben die Decke des Wagens beinahe eingestoßen hätte. Der arme Herr! Wo man ihn nur finden wird?"

Nach dem armen Assessor wurde die Harfenistin vermißt. Eine Magd, die zu ihr gewollt hatte, stürzte mit einem fürchterlichen Geschrei die Treppe herunter.

„Die Person ist auch fort. Nur ihre Harfe und ihr Hut sind da."

Und nun hieß es auf einmal: „Sie sind zusammen fort." Und die Leute wurden still, und die Gesichter bekamen wieder Farbe und sahen einander klug und geheimnißvoll an. „Die schlechte Person!" sagten nur die Mägde.

Der Kutscher des Assessors aber schüttelte nachdenklich den Kopf und meinte: „Wer hätte das

von dem ehrenfesten langen Herrn, einem königlichen Regierungsassessor, gedacht? Mit einer Harfenistin durchzugehen!"

Der Krüger und seine Frau, der Dolmetscher und ich, wir sprachen kein Wort. Und kein Anderer wußte von dem Ueberfall der Russen. Ich mußte des Morgens um acht Uhr mit den russischen Beamten an der Grenze zusammentreffen.

„Sie fahren mich wohl hin?" sagte ich zu dem Kutscher des Assessors.

Er fuhr mich hin. Der Ort des Zusammentreffens war das nächste Grenzcordonhaus. Ich war schon erwartet. Der russisch-polnische Schlagbaum öffnete sich ohne Hinderniß, und der Wagen hielt vor dem Cordonhause, dort wurden auch die ersten Verhandlungen aufgenommen. Während derselben kam auf einmal der Kutscher des Assessors zu mir; sein Gesicht war leichenblaß, er zog mich auf die Seite.

„Herr Director, der Assessor ist hier."

„Was! Der Assessor hier?"

„Und die Harfenistin auch."

„Wo sind sie?"

„Hinten an dem Cordonhause ist ein kleiner Anbau, halb unter der Erde, er sieht aus wie ein Schweinestall. Ich wollte mir ihn besehen;

auf einmal sah ich hinter einem kleinen grünen Fenster ein Gesicht, es war schrecklich blaß. Großer Gott, wollte ich rufen, ist das nicht der Herr Regierungsassessor Häring? Da hatte auch er mich gesehen. Christian Dahlmann! rief er. Braver Dahl — Er konnte den Namen nicht nochmals aussprechen. Er wurde von hinten von dem Fenster zurückgerissen. Aber da erschien wieder ein anderes Gesicht an dem Fenster, ein Frauengesicht, es war die Harfenistin. Retten Sie uns, Bester! rief sie. Auch sie wurde zurückgerissen. Der Schreck hatte mich beinahe lahm gemacht, ich lief fort; die Person hörte ich noch in dem Loche schreien; den armen Herrn hörte ich nicht mehr. Aber wie konnte er auch mit der Person durchgehen und gar hierher nach Polen? Das kommt dann von solchen dummen Streichen."

Ich suchte ihn zu beruhigen. Dann sprach ich mit dem Chef der russischen Untersuchungscommission. Er hörte mir sehr aufmerksam zu; als ich ausgeredet hatte, sagte er sehr verständlich:

„Ich bedauere sehr, das ist eine Angelegenheit, in die ich mich nicht mischen kann; sie geht eine andere Behörde an. Die beiden Personen werden indeß vielleicht nach Warschau gebracht werden, und dort wird sich Alles aufklären."

Mir wurde doch angst. Wer war der eigentliche Schmied des Schicksals der beiden Gefangenen? Den Krüger hatte ich als Seelenverkäufer, als Menschenräuber verfolgen wollen. Und ich —? Mich überlief es heiß. Der russische Beamte blieb taub für alle Gründe, Vorstellungen und Bitten. Aber sein Schreiber war wenigstens nicht taub für klingende Argumente; für einige Silberrubel versprach er mir die Befreiung der beiden Gefangenen. Ein paar Silberrubel! mehr war der preußische Regierungsassessor, der königliche Geheimrath, Präsident, Ritter des rothen Adler und anderer hohen Orden, dem Russen nicht werth, er sammt der Harfenistin nicht. Sie mußten auf ihre Erlösung nur bis zum Dunkel des Abends warten. Als ich nach Beendigung meiner Geschäfte spät Abends mit meinem Dolmetscher zurückkehren wollte, war der Wagen nicht mehr da. Wir gingen zu Fuße an den Schlagbaum; der Grenzbeamte sah uns verwundert an.

„Die beiden Herren sind noch da?"

„Wie Sie sehen."

„Aber Sie sind ja schon vor ein paar Stunden in Ihrem Wagen zurückgefahren."

„Dann könnten wir jetzt nicht hier sein."

Das war eine Logik, die er begriff. Ob ihm

zugleich etwas Anderes klar wurde, weiß ich nicht; er ließ uns ungehindert die Grenze passiren. Im Kruge war der Assessor zwei Stunden vor uns mit der Harfenistin angekommen; sie waren Beide bei unserer Ankunft nicht mehr da. Der Assessor hatte kein Wort gesprochen, er hatte seine Zeche bezahlt und war dann nach Gumbinnen zurückgefahren; sein Kutscher hatte nur stumm und bedenklich den Kopf geschüttelt.

Die große Harfenistin, der die Mägde auf den Kopf zugesagt hatten, sie sei eine schlechte Person, die den Krug in Verruf bringe, hatte sich vertheidigen wollen und erzählte, wie sie in der Nacht sammt dem Assessor von den Russen gewaltsam entführt und über die Grenze geschleppt worden sei. Da wurde man wegen solcher frechen und handgreiflichen Lügen erst recht entrüstet über sie, und sie mußte machen, daß sie aus dem Kruge und aus dem Dorfe kam.

Zum Unglück für Beide, den Assessor und die Harfenistin, blieb die Sache auch ferner unaufgeklärt. Ihr glaubte man auch anderswo nicht. Und dem armen Assessor, als er, nach Hause zurückgekehrt, seinem Collegium über den empörenden Grenzexceß und das gegen ihn verübte Attentat Vortrag halten wollte, wurde der freundliche

Rath ertheilt, über die Angelegenheit das tiefste Schweigen zu beobachten; höheren Orts sehe man die Grenzexcesse nicht gern. Für eine Belohnung seiner Discretion werde gesorgt werden.

In der That wurde er bald Regierungsrath; dann erhielt er den rothen Adlerorden; später wurde er Geheimrath. Daß er auch Präsident geworden sei, habe ich bis jetzt nicht erfahren. Vielleicht trägt diese Erzählung zu seiner weiteren Beförderung bei. Hoffentlich hat sie auch noch ein anderes Verdienst. An der polnischen Grenze erzählt man noch immer von einem Assessor aus Gumbinnen, der mit einer Königsberger Harfenistin nach Polen durchgegangen, aber von den Russen zurückgeschickt sei. Die guten Leute werden sich jetzt eines Besseren belehren lassen.

Die Kinder des Flüchtlings.

Wir hatten eine Amnestie erhalten. So meinten wir wenigstens. Zwölf Jahre lang war uns die Heimath verschlossen gewesen. Zwölf Jahre lang waren wir von dem Vaterlande ausgestoßen, hatten wir nicht Verwandte, nicht Freunde gesehen. Da kam endlich die Amnestie. Wir durften in die Heimath, zu den Unsrigen zurückkehren, wir hatten wieder ein Vaterland.

So meinten wir.

Auch mich zog es zurück nach dem deutschen Vaterlande, nach der theuren Heimath. Es zog mich wenigstens hin. Ich mußte sehen, wissen, wie es denn noch, wie es wieder da sei, ob die Freunde noch die Freunde, die Verwandten noch die alten Lieben seien, ob es denn noch die schöne Heimath sei, ob man wieder da leben könne, oder ob es nicht doch in der Fremde besser, freier, schöner sei.

Zürich ist so schön, man lebt da so frei, so ruhig, so friedlich. Aber man lebt doch da im

fremden Lande, in der fremden Stadt, und nach der Heimath zieht es Einen immer und immer, und seinem Vaterlande will man nimmer und nimmer fremd sein, und in dem armen, ausgestoßenen Flüchtling lebt die Sehnsucht doppelt mächtig und doppelt schmerzlich.

Am Abend vor meiner Abreise erhielt ich einen Besuch.

Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren kam zu mir, eine lange, hagere Gestalt in einem kahlen, abgetragenen, braunen Rocke, mit einem finsteren, verhungerten, stolzen Gesichte.

Ich kannte ihn. Er war ebenfalls Flüchtling. Er war mit der ersten Emigration des Jahres 1849 nach Zürich gekommen. Er hatte seitdem immer hier gelebt. Aber gesehen hatten wir ihn nur selten, ich wie meine Freunde und übrigen Landsleute. Ich konnte mich kaum erinnern, ihn bei anderer Gelegenheit getroffen zu haben, als wenn wir einen deutschen Flüchtling oder dessen Angehörige zum Grabe geleiteten. Dann hatte er aber auch nie gefehlt. Immer war er mit seiner langen, hageren Gestalt, mit dem bleichen, finsteren, stolzen Gesicht da, in dem nämlichen alten, abgetragenen braunen Rock. Immer hatte er sich allein gehalten, Niemanden angesehen, mit Niemandem gesprochen.

Was er trieb, wovon er lebte, ja nur wo er wohnte, wußte Keiner von uns; auch seine speciellsten Landsleute wußten es nicht. Auch ihnen war er scheu ausgewichen, hatte er niemals Rede und Antwort stehen wollen. Es mußte ihm nicht besonders gut gehen. Einige von seinen Bekannten hatten ihm, wenn sie ihn zufällig trafen, Unterstützung angeboten. Er hatte sie stolz, fast verächtlich zurückgewiesen.

So wußten wir von ihm beinahe nichts mehr, als daß er Lohmann hieß, in seiner Heimath ein wohlhabender Bürger gewesen war, dort in einem Aufstande mit ungewöhnlicher Unerschrockenheit und Ausdauer auf den Barrikaden gekämpft hatte, und nach Niederwerfung des Aufstandes und der Revolution in die Schweiz geflüchtet war.

Er trat langsam bei mir ein.

„Sie sind amnestirt?“ sagte er.

Er sprach mit einer ruhigen, etwas trockenen Stimme.

„Ja,“ antwortete ich ihm.

„Sie wollen morgen in die Heimath reisen?“

„Morgen früh.“

„Sie kommen durch meine Heimath. Sie wissen doch, wo ich zu Hause bin?“

„Ich weiß es, und ich komme durch Ihre Heimath."

„Sie kehren auch hierher zurück?"

„In drei Wochen. Ich mache vorläufig nur eine Besuchsreise."

„Thäten Sie mir wohl einen Gefallen?"

„Gern, wenn ich es kann."

„Ich bin seit zwölf Jahren hier."

„Ich weiß es."

„Ich habe eben so lange die Meinigen nicht gesehen."

„Keinen von Ihnen?"

„Keinen. Ich habe auch nichts von ihnen gehört."

„Wie? Sie haben in den ganzen zwölf Jahren keine Nachricht von den Ihrigen erhalten?"

„Gar keine. Sie auch nicht von mir."

„So werden die Ihrigen nicht einmal wissen, ob Sie noch am Leben sind."

„Sie werden mich für todt halten, wenn sie selbst noch leben."

Ich mußte den Mann doch verwundert ansehen. Es wollte mich fast ein Grausen überlaufen. Er hatte Alles so ruhig, so kalt, so tonlos gesprochen. In dem blassen, hageren, finsteren

Gesichte veränderte sich kein Zug. So fuhr er auch fort.

„Wir haben in unserem Lande noch keine Amnestie.“

„Sie wird auch in Ihrem Lande kommen,“ glaubte ich ihm sagen zu müssen.

Er schüttelte stolz, verächtlich den weißen Kopf.

„Sie kennen unsere Regierung nicht. Es ist aber auch besser so, ohne Amnestie. Der Einzelne geht zwar zu Grunde, aber das Ganze, das Volk gewinnt, an Einsicht, an Rechtsbewußtsein, an gerechter Erbitterung über den Haß, den man an die Stelle der Gnade, nein, nur des Rechts, setzt. Aber davon wollte ich nicht sprechen. Was gehen mich die Regierungen an? Ich bin zu etwas Anderem zu Ihnen gekommen.“

Einen Augenblick hatte sich seine Stimme erhöht; seine Sprache war lebhafter geworden; durch das blasse Gesicht war eine schnelle Röthe geflogen. Kalt und ruhig wie vorhin fuhr er wieder fort.

„Ich möchte Sie bitten, wenn Sie in meiner Heimath sich vielleicht ein paar Stunden aufhalten, sich nach den Meinigen zu erkundigen. Thuen Sie mir wohl den Gefallen?“

„Recht gern,“ erwiederte ich ihm.

„Ich heiße Lohmann,“ bemerkte er.

„Ich weiß es.“

„Ich war Gürtlermeister. Ich wohnte in der * Straße. Ich besaß ein eigenes Haus. Man wird sich doch meiner noch erinnern, wenn auch die Meinigen nicht mehr da sein sollten.“

Damit schien er gehen zu wollen. Aber er war doch auch unschlüssig. Er blickte vor sich hin, als wenn er sich noch auf etwas besinnen oder als wenn er mit sich zu Rathe gehe, ob er mir noch etwas sagen solle.

Ich hatte noch Fragen an ihn. Er hatte mehr und mehr meine Theilnahme erregt. Er war ein Unglücklicher, er war ein Mann von einer eigenthümlichen Charakterfestigkeit. Dann glaubte ich ihm noch etwas Anderes anzusehen. Er hatte immer mit der trockenen, eintönigen Ruhe und Kälte gesprochen. Ich meinte dennoch, es müsse ihm ein warmes Herz in der Brust schlagen. Schon jene augenblickliche Aufwallung hatte es mir gezeigt: noch mehr verrieth es der dunkle, trübe Blick seiner Augen, ein tiefer Schmerz, der trotz des finsteren Ausdrucks sich durch das ganze blasse Gesicht zog. Ich mußte in sein Inneres sehen; ich mußte die Kruste brechen, mit der er, wohl

gewaltsam genug, selbst sein Herz umgeben hatte. Es that ja auch ihm wohl. Den Menschen überkommt es oft wie eine Art von Bedürfniß, sich gegen sich selbst zu verhärten; er meint, es werde ihm dann leichter und wohler sein. Eine Zeitlang ist es ihm auch so. Aber das Herz macht sich doch immer wieder geltend, und die Gewalt, die der Mensch sich angethan hat, drückt und quält ihn, und wie stark und wie lange er widerstehen mag, er muß endlich die Kruste zersprengen, wenn er nicht zu Grunde gehen will. So schien es auch hier zu sein. Ich mußte ihm zu Hülfe kommen.

„Was soll ich den Ihrigen von Ihnen sagen?“ fragte ich ihn.

Er stutzte bei der Frage, die doch so natürlich war. Er hatte seit zwölf Jahren sich nur an den Gedanken gewöhnt, daß er von den Seinigen für todt gehalten werde.

„Sagen Sie Ihnen, daß ich noch lebe,“ antwortete er langsam und kalt wie vorher.

„Und wenn ich gefragt werde, wie es Ihnen gehe?“

„Es geht mir gut.“

„Aber wenn sie mich dann weiter fragen, warum Sie in den ganzen zwölf Jahren kein einziges

Mal Nachricht von sich gegeben, warum Sie die Ihrigen in den Glauben versetzt, in dem Glauben erhalten haben, daß Sie todt seien? Was soll ich darauf sagen?"

Er antwortete mir nicht. Er blickte sinnend vor sich hin. In seinem Innern regte sich schon wohl etwas, obwohl sein Aeußeres wieder unverändert kalt und finster war.

„Haben Sie nahe Angehörige?" fragte ich ihn.

„Ich verließ eine Frau und vier Kinder," antwortete er leise.

„Und Sie haben zwölf Jahre lang ohne alle Nachricht von Frau und Kindern bleiben können?"

„Ja."

Ich mußte ihn wieder verwundert ansehen. Vielleicht fand er auch einen Vorwurf in meinem Blick.

„Hätte ich mich nach ihnen erkundigt, so hätten sie Nachricht von mir erhalten," sagte er.

„Und warum sollten sie das nicht?"

Sein Gesicht wurde noch finsterer.

„Ich *konnte* nichts für sie thun. Sie *sollten* nichts für mich thun. Da mußten sie mich für todt halten. Es mag ihnen selber auch schlecht genug ergangen sein; wer weiß, wie man sie verfolgt, ihnen Erwerb und Vermögen genommen

hat; es war eine schlechte Zeit im Vaterlande. Da wäre es eine neue Pein für sie gewesen, mich in Noth und Sorgen zu wissen, ohne etwas für mich thun zu können."

Der finstere Mann hatte sich verrathen, ich hatte endlich eine Handhabe, an der ich ihm beikommen, ihn fassen konnte. Ich meinte es.

„Sie leben hier in Noth und Sorgen?" fragte ich ihn.

Ich hatte mich doch verrechnet.

„Nein!" antwortete er stolz. „Es war so; jetzt geht es mir gut. Ich sagte es Ihnen schon."

Es war auch noch jetzt wie früher. Man sah es ihm so leicht an.

„Sie haben hier Freunde," sagte ich ihm.

„Ich will nichts von Freunden," erwiederte er mir noch stolzer.

Ich meinte, es müsse doch noch zum Durchbruch in ihm kommen.

„Darf ich," fragte ich ihn, „den Ihrigen den Grund Ihres langen Stillschweigens angeben?"

„Sie mögen es."

„Und daß Sie jetzt doch endlich sich sehnten, etwas von ihnen zu hören?"

„Hm, ja."

„Haben Sie mir nichts Besonderes an die Ihrigen aufzutragen?“

„Ich wüßte nicht.“

„Nicht an ihre Frau? Nicht an eines Ihrer Kinder?“

„Bringen Sie ihnen Allen meine Grüße.“

„In welchem Alter sind Ihre Kinder jetzt?“

„Meine älteste Tochter wäre jetzt zweiunddreißig Jahre alt.“

„Und das jüngste?“

„Es war auch ein Mädchen. Sie wird jetzt siebzehn Jahre alt sein.“

Seine Stimme war weniger trocken geworden. In dem blassen finsteren Gesichte zuckte es leise. Brach die Kruste in seinem Innern? Es war schon wohl geschehen. Er wehrte sich nur noch äußerlich dagegen, aber auch das war bald vergeblich.

„Hm,“ sagte er, „wenn Sie sie sehen, das Jüngste — Gertrud heißt sie —“

Auf einmal war es mit aller seiner finsteren, stolzen Festigkeit vorbei. Seine Stimme war schluchzend geworden. Er stockte. Er fuhr mit der Hand über die Augen.

„Darf ich mich setzen?“ fragte er.

Ich stellte ihm einen Stuhl hin. Er setzte sich. Ich ließ mich ihm gegenüber nieder. Einige

Augenblicke saß er still. Er mußte sich sammeln.

„Es ist doch etwas um eine Amnestie," sagte er dann. „Ich hatte es lange nicht geglaubt. Aber seitdem Ihr König jetzt Ihnen die Heimath wieder geöffnet hat, seitdem ist es mir, als wollten alle die Berge der Schweiz mich erdrücken, als läge ich schon unter ihnen begraben. Ich meine, ich könne es gar nicht mehr aushalten, ohne die Meinigen zu sehen oder auch nur ihre Gräber. Ich ließ mich zu ihnen legen in das Grab. Aber hinrichten wird man mich ja nicht, obgleich das Gericht mich zum Tode verurtheilt hat. Man wird mich in das Zuchthaus sperren. In das Zuchthaus! Allein in das Zuchthaus! In meinen alten Tagen!"

Er starrte wieder finster vor sich hin.

Ich mußte einen besseren Geist über ihn bringen.

„Sie wollten mir von den Ihrigen erzählen."

„Ja, das wollte ich. Sie werden sich auch um so besser nach ihnen erkundigen können. Wo mögen sie alle sein! Zwölf Jahre! Es ist eine so lange Zeit. Meine Frau werden Sie wohl gewiß nicht mehr am Leben finden. Sie war eine so brave Frau, und sie hatte immer ihre

Sorgen und so viele Leiden. Und zuletzt — Sie wird längst im Grabe liegen. Und habe ich es ihr nicht gegraben?"

Er blickte schmerzlich vor sich nieder.

„Und Ihre Kinder?" fragte ich.

„Meine älteste Tochter, Marianne — sie war zwanzig Jahre alt, als ich sie verlassen mußte. Wenn sie noch lebt, so wird es ihr gut gehen; sie war klug und gewandt, aber sie hatte kein Herz. Um so mehr Sorge macht mir meine zweite Tochter Charlotte. Sie war zu jener Zeit vierzehn Jahre alt. Aber sie war schon damals sehr leichtsinnig, und sie versprach sehr schön zu werden. Wenn der liebe Gott ihr nicht zwei Engel auf ihren Lebensweg mitgegeben hat, so fürchte ich, sie ist zu Grunde gegangen. Auf sie folgt mein einziger Sohn Georg. Er war elf Jahre alt, wäre also jetzt dreiundzwanzig. Er war ein hübscher, frischer, lebendiger Knabe. Es konnte etwas Tüchtiges aus ihm werden, wenn er in gute Hände kam. Ich hatte ihn mir immer als meinen künftigen Stolz und als die Stütze meines Alters gedacht. Was mag aus ihm geworden sein?"

Er war wieder in sein schmerzliches Nachdenken versunken.

„Und Ihr jüngstes Kind, Ihre Gertrud?“ fragte ich ihn.

Er wurde wieder lebendiger.

„Meine Gertrud! Mein Jüngstes! Sie war die Letzte, die ich von ihnen gesehen habe. Sie und meine Frau. Sie war mir in das Herz gewachsen. Sie war fünf Jahre alt. Und sie war das liebste und schönste Kind, das man sehen konnte. Wie ich von dem Kinde Abschied nehmen mußte —“

Die Thränen waren ihm in die Augen getreten. Er schien unter der Ueberwallung seines Schmerzes nicht weiter sprechen zu können.

„Erzählen Sie es mir,“ sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht, das Herz müßte mir brechen. Aber bringen Sie dem Kinde — meine Frau werden Sie nicht mehr finden — aber dem Kinde, dre Gertrud, bringen Sie meine herzlichsten Grüße. O, wenn Sie nur von dem Kinde mir gute Nachrichten zurückbringen könnten!“

Er war aufgestanden. Die Stimme war ihm wieder so schluchzend geworden, daß er nicht weiter sprechen konnte. Er mußte allein sein mit seinem Schmerze und mit seinen Erinnerungen,

um seinem Schmerze immer neue Nahrung zu geben. Der Mensch ist ja einmal so.

„Leben Sie wohl,“ sagte er nur noch rasch, um sich schnell zu entfernen.

„In zwei Wochen bringe ich Ihnen Nachrichten,“ sagte ich ihm.

Ich hielt ihm zum Abschiede meine Hand hin. Er legte die seinige hinein.

Auf einmal erschrak ich heftig.

„Mein Gott!“ mußte ich entsetzt ausrufen.

Ich fühlte eine völlig verstümmelte Hand in der meinigen. Es war seine Rechte. Ich sah nach seiner Linken. Sie war verstümmelt wie jene.

Er hatte meinen Ausruf verstanden. Er sah mich finster an, er richtete sich stolz empor. So verließ er mich, ehe ich weiter zu ihm sprechen, ehe ich eine Frage an ihn richten konnte.

Wovon lebte er, wovon konnte er sich ernähren, der Greis mit den verstümmelten Händen? Sein Gesicht sah so verhungert, sein alter brauner Rock so abgeschabt aus. Und er hatte nie eine Unterstützung annehmen wollen, nicht von seinen Freunden, nicht von seiner Familie. Darum war er jenen ausgewichen, darum hatten ihn diese für todt halten müssen, und er hatte zwölf Jahre lang die Qual der völligen Ungewißheit über ihr

Schicksal ertragen. Erst die Amnestie, eine andere, ihm fremde Amnestie, hatte die Sehnsucht, jene unwiderstehliche Sehnsucht, etwas von den Seinigen zu erfahren, in ihm geweckt.

Sie hatte noch mehr in ihm geweckt.

Männer wie er, lebten und leben noch in großer Anzahl im fremden Lande, in der Verbannung.

Im deutschen Lande glaubt man, sie als elende Bösewichter hassen, verabscheuen, vernichten zu müssen.

Aber freilich, wer glaubt das?

Das deutsche Volk wahrhaftig nicht! —

Ich war am andern Morgen von Zürich abgereist. Nahe an der Schweizergrenze besuchte ich einen Freund. Ich blieb einen Tag bei ihm. Dann fuhr ich auf der Eisenbahn in einem Zuge bis zu der Heimath des alten Lohmann.

Es war eine große, schöne deutsche Residenz.

Ungefähr acht Meilen vor ihr hielt der Eisenbahnzug auf einer kleinen Station. Das Stationshaus war zu beiden Seiten von einem freundlichen Blumengärtchen umgeben; die ersten Frühlingsblumen blühten darin. In der grünen Hecke wucherten die weißen Faulbeerblüthen. Seitab

lag ein weites Dorf; große Fabrikgebäude schoben sich nahe bis zur Eisenbahn vor.

An der Hecke des Blumengärtchens zeigte sich ein anderes schönes Blumenbild. Ein junger Mann und ein junges Mädchen standen dort beisammen. Er konnte einige zwanzig, sie kaum siebzehn Jahre zählen. Frisch, blühend und schön waren sie Beide. Ihrer Kleidung nach gehörten sie zu den Arbeitern in einer der Fabriken, die man in der Nähe sah. Sie schienen Abschied von einander zu nehmen. Eines von ihnen wollte mit dem Zuge, der hielt, abfahren. Das Mädchen war es. Das kattunene Kleidchen, das sie trug, war wohl einfach und ärmlich genug, aber doch immer für das arme Kind zu gut, als daß sie es bei der Arbeit oder für gewöhnlich hätte tragen mögen. Etwas Weiteres, das eine Reise hätte anzeigen können, trug sie zwar nicht, auch nicht ein nur noch so kleines Bündel. Sie war wohl recht arm. Auch sah das frische, schöne Gesicht sehr betrübt aus, und als die Aufseher der Station ihr „Einsteigen" riefen, und die Beiden sich nun trennen mußten, sah man, wie ihr plötzlich die Thränen aus den Augen stürzten. Einen innigen, schmerzlichen Blick der Liebe warf sie noch auf den jungen Mann, dem auch die Thrä-

nen in den Augen standen. Sie zog ihre Hand aus der seinigen; die beiden Hände hatten sich wohl recht fest umschlungen gehalten. Sie wollte zu den Eisenbahnwagen eilen.

Da fuhr der junge Mann schnell unter seinen zugeknöpften Rock, und verlegen und verwirrt zog er etwas hervor, das er rasch aus einander breitete und um die Schulter des Mädchens legte. Es war ein wärmendes wollenes Tuch. Es war von dunkeler Farbe, wie ein Trauertuch.

Auch das kattunene Kleid des Mädchens war, wie mir jetzt auffiel, von dunkeler Farbe; ein eigentliches Trauerkleid war es wohl nicht; wie hätte das arme Kind dazu kommen sollen?

Es war später Nachmittag. Er war — im April — sehr kalt; der Abend mußte noch kälter werden. Das leichte Kleidchen hätte gegen die Kälte keinen Schutz gewähren können. In das warme wollene Tuch konnte sie sich einwickeln.

Der junge Mann sprach etwas, als er ihr es rasch umhing. Mein Ohr konnte es nicht vernehmen, mein Herz verstand es desto deutlicher.

„Werde mir nicht böse, mein liebes Kind. Es ist nur ein so einfaches Tuch. Aber Du weißt ja — und es wärmt Dich auf der Reise.“

Sie mußte laut aufweinen.

So eilte sie zur Eisenbahn.

Es war die erste, die reinste, die unschuldigste Liebe, die sich so hatte trennen müssen.

Der Zug fuhr weiter. Den jungen Mann sah ich noch lange an der Hecke stehen und der Reihe der Wagen nachblicken, als er gewiß die Geliebte nicht mehr sehen konnte.

Das schöne, anmuthige und wehmüthige Bild wollte mir nicht aus den Gedanken kommen: die grüne Hecke, die weißen Faulbeerblüthen, der hübsche junge Mann, das schöne Mädchen in dem ärmlichen Kleide und mit ihren Thränen, das wärmende Trauertuch, die Liebe, die Unschuld, der Schmerz der Trennung.

Sollten sie sich wiedersehen? In Glück, in Liebe, in Unschuld? Sie ging der großen, frommen, lasterhaften Residenz zu, und sie war so schön und so unschuldig!

Der Zug hielt noch einmal; es war auf der letzten Station vor der Residenz. Ich war ausgestiegen, um mir etwas Obst zu kaufen. Der Zug hielt nur wenige Minuten. Ich hatte mich verspätet. Das Coupé, in dem ich gesessen hatte, rollte schon an mir vorüber, wie ich einsteigen wollte. Ein Schaffner, als er mich sah, riß schnell ein gerade ankommendes Coupé dritter Classe auf

und schob oder vielmehr warf mich hinein. So kam ich noch mit.

Ich suchte einen Platz in dem Coupé. Da sah ich etwas, das ich nicht gesucht hatte. Hinten in einer Ecke saß das schöne, junge Mädchen, dessen anmuthiges Bild aus meiner Phantasie nicht hatte entweichen wollen. Sie saß allein auf einer Bank.

Sie sah noch verweint aus, aber sie weinte nicht mehr. Sie besah und befühlte das Tuch, das der Geliebte ihr geschenkt hatte. Die Liebe besah und befühlte es; warum nicht auch ein klein wenig die Eitelkeit des jungen Mädchens?

Mich zog es zu ihr. Ich nahte mich ihr. Ich setzte mich zu ihr auf die Bank.

Wie schön und unschuldig war sie erst in der Nähe!

Ich mußte ein Gespräch mit ihr anfangen.

„Sie fahren zur Residenz?“ fragte ich sie.

„Ja,“ antwortete sie schüchtern, erröthend.

„Sie kommen zum ersten Mal hin?“

„Ich bin dort zu Hause.“

„So waren Sie wohl zum Besuche in dem Dorfe, in dem Sie einstiegen?“

Sie erröthete von Neuem. Ich hatte sie also einsteigen sehen; ich hatte also auch ihren Ab-

schied gesehen, ihre Thränen, Alles. Sie vergaß in ihrer Verwirrung, mir zu antworten.

„Sie brauchen nicht verlegen zu werden,“ sagte ich ihr. „Was ich dort sah, hat mich erfreut. Sie nahmen von einem braven jungen Manne Abschied. Mögen Sie ihn bald glücklich wiedersehen.“

Ich hatte schon ihr Herz gewonnen.

„Ja, er ist brav,“ sagte sie, und sie war nicht mehr schüchtern, sie sah mich mit hellen, glänzenden Augen an.

Ich mußte mehr von ihr wissen.

„Er wohnt in dem Dorfe?“ fragte ich sie.

„Ja. Er arbeitet dort in einer Fabrik.“

„Aber er ist wohl mehr, als gewöhnlicher Fabrikarbeiter?“

Sie erröthete wieder, aber diesmal in Freude und Stolz.

„Er ist Tischler, bis jetzt nur Geselle, aber in einem Jahre schon wird er Meister, und dann —“

„Und dann?“

Sie schlug verschämt die Augen nieder.

Ich wußte, was ihr „und dann“ bedeuten sollte.

„Sie waren zum Besuche dort?“ wiederholte ich meine frühere Frage.

„Nein, ich bin schon seit neun Jahren da,“ antwortete sie.

„Ihre Eltern leben dort?“

„Meine Eltern sind todt.“

Sie sprach es schmerzlich; um ihre frischen Lippen zuckte ein Schluchzen. Sie war in Trauer.

„Schon lange?“ fragte ich.

„Meine Mutter seit acht Tagen.“

„Sie wohnte in dem Dorfe?“

„Nein, in der Residenz. Dort ist sie gestorben.“

Die Mutter war schon seit acht Tagen todt und sie wollte jetzt erst hin? Sie mochte die Frage auf meinen Lippen lesen.

„Meine Geschwister,“ setzte sie schnell hinzu, „haben mir erst gestern Nachricht von dem Tode der Mutter gegeben. Meine Schwester schrieb mir, daß ich herüberkommen solle. Sie schickte mir das Geld zu der Fahrt. Sie werde mich auf dem Bahnhof erwarten.“

Ein Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Ich wollte ihn als einen wunderlichen, abenteuerlichen zurückweisen. Aber wie oft spielt im Leben ein wunderlicher abenteuerlicher Zufall! Das jüngste Kind des alten Lohmann fiel mir ein, seine Gertrud, die jetzt siebzehn Jahre alt war, die er vor allen seinen Kindern liebte, das schönste und liebste

Kind, das man sehen konnte. Das Mädchen an meiner Seite konnte, mußte siebzehn Jahre alt sein, und ein schöneres und lieberes Kind konnte man gewiß nicht sehen.

„Ihre Geschwister leben in der Residenz?“ fragte ich sie.

„Ja.“

„Sie sind die Jüngste von ihnen?“

„Ich bin die Jüngste.“

„Sie mögen jetzt siebzehn Jahre alt sein?“

„Ich werde im nächsten Monat so alt.“

„Auch Ihr Vater ist todt?“

„Schon lange.“

„Ist er ebenfalls in der Residenz gestorben?“

„Nein, in der Fremde.“

„Und wo?“

„Wir wissen es nicht. Er ist seit vielen Jahren fort und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.“

„Heißen Sie Gertrud Lohmann?“

„Mein Gott!“ fuhr sie erschrocken auf.

„Heißen Sie so?“

„Ich heiße so. Aber woher —? Woher kennen Sie mich?“

„Ich kenne Ihren Vater. Er lebt —“

„Er lebt? Mein Vater? Wo? Wo?“

„Er lebt. In der Schweiz, in Zürich. Ich komme von ihm. Auf sein Bitten bin ich hierher gereist, um mich nach den Seinigen zu erkundigen.“

Sie war leichenblaß geworden. Sie konnte nicht sprechen. Aber sie mußte laut weinen. Daß die Leute im Wagen nach ihr aufblickten, was kümmerte sie es? Sie sah es nicht einmal. Ich mußte sie wieder zu sich bringen. Wodurch konnte ich es mehr, als durch den Gruß ihres Vaters?

„Ihr Vater,“ sagte ich, „hat mir an alle seine Kinder Grüße aufgetragen, die herzlichsten an seine Gertrud, das jüngste und liebste von ihnen.“

Sie hatte doch nicht ganz darauf geachtet.

„Wußte er den Tod der Mutter?“ war ihre erste Frage.

„Nein. Aber er hatte ihn längst vermuthet.“

„Ja, ja, es ist ihr schlecht ergangen, und sie hat im Armenhause sterben müssen, wie meine Schwester mir schrieb.“

Ich kann nicht sagen, wie mir die paar Worte des weinenden Mädchens in das Herz schnitten. Da stand der arme alte Flüchtling in Zürich vor mir, mit seinen weißen Haaren, mit seinem leidenden Gesichte, mit seinen verstümmelten Händen, mit seinem Hunger, mit seinem Elende. Und was war all' sein Leiden und Elend gegen den

Jammer und das Elend, unter dem in der weiten Ferne von ihm die Seinigen gelitten hatten, sein armes Weib im Armenhause endlich nach langen, langen Jahren endlich, hatte erliegen müssen?

Armer Flüchtling! Und man haßte, man verfolgte ihn, man wollte ihn noch in das Zuchthaus werfen. Man konnte ihn nicht amnestiren! —

„Und wie geht es Ihren Geschwistern?" mußte ich das Mädchen fragen.

„Ich weiß es nicht. Ich habe sie seit neun Jahren nicht gesehen. Ich war nie wieder da. Nur mein Bruder war vor einigen Wochen bei mir, er erzählte mir aber nichts. Er hatte mir nicht einmal gesagt, daß die Mutter im Armenhause sei."

Ich wollte sie nach ihren eigenen Verhältnissen fragen. Aber sie wollte, sie mußte von ihrem Vater wissen. Sie hatte so viele Fragen nach ihm.

„Er kann leben," sagte ich ihr.

„Ist er gesund?"

„Er ist gesund."

„Und warum hat er nie Nachricht von sich gegeben?"

„Er fürchtete, die Seinigen würden sich Entbehrungen auflegen, um ihn zu unterstützen."

„Denkt er oft an uns?"

„Mit der herzlichsten Liebe.“

Ich hatte alle ihre Fragen vorhergesehen. Ich sah noch mehrere voraus. Sie mußten mir alle in das Herz schneiden. Ich suchte das Kind zum Erzählen zu bringen. Sie ging so gern darauf ein.

„Die letzte Erinnerung Ihres Vaters ist der Abschied von Ihnen und Ihrer Mutter.“

„O, den Abschied vergesse auch ich nie. Ich war fünf Jahre alt. Aber ich weiß noch Alles, als wenn es erst vor wenigen Wochen gewesen wäre.“

„Erzählen Sie es mir.“

„Es war ein schrecklicher Tag. Wir hatten vom frühen Morgen an in der Stadt schießen und lärmen gehört. Mein Vater war den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen. Gegen Abend war es still in den Straßen geworden. Der Vater war noch immer nicht wieder da. Leute, die aus der Gegend des Schießens kamen, sagten, das Volk sei niedergeschlagen, die Soldaten seien überall Sieger geblieben, in den Straßen sehe man nur Todte und Verwundete umherliegen. Auch der Vater wird darunter sein, er wird todt sein, jammerte die Mutter. Sie mußte Gewißheit haben. Sie selbst konnte das Haus nicht verlassen; sie litt an der Gicht, und die Angst

hatte sie ganz krank gemacht. Wir Kinder waren alle um sie, in gleicher Angst wie sie. Sie schickte die älteren aus, in den Straßen der Stadt, bei Bekannten, in den Spitälern nach dem Vater zu suchen. Ich mußte bei ihr bleiben."

„„Laß uns für den Vater beten,"" sagte sie zu mir.

„Sie lag in einem alten Lehnstuhle; ich mußte mich vor sie setzen; sie faltete mir die Hände; dann faltete sie die ihrigen, und nun sagte sie laut ein Gebet her, das ich mit ihr sprechen mußte, für die gnädige Errettung unseres guten Vaters."

„Es war halb dunkel darüber geworden. Auf einmal ging die Thür auf, und der Vater trat in die Stube. Er sah schrecklich aus. Seine Kleider waren ihm zerrissen; sein Gesicht blutete; seine beiden Hände waren mit blutigen Tüchern umwickelt. Er war eilig, hastig."

„„Es ist Alles vorbei,"" sagte er. „„Ich werde verfolgt. Ich muß fort, auf der Stelle. Wen sie fangen, erschießen sie. Ich bin nur gekommen, Abschied von Euch zu nehmen.""

„Meine Mutter hatte aufspringen wollen; sie konnte es nicht."

„„Wo sind die anderen Kinder?"" fragte er.

„„Ich habe sie ausgeschickt, Dich zu suchen.““

„„Grüße sie. Sorge, daß sie Alle brav werden. Sie sollen immer an Gott denken, und an mich, an ihren Vater, der immer ehrlich war. Sie sollen sich an kein Unrecht verkaufen. Sie sollen stets meinem Namen Ehre machen, besonders der Georg, der den Namen beibehalten wird. Nun lebe wohl, Du arme Frau; der liebe Gott sei mit Dir. Verzeihe mir Alles; Du hast mir so viel zu verzeihen.““

„Meine Mutter konnte ihm vor Weinen nicht antworten. Sie konnte nur die Arme um seinen Hals legen. Wie sah das so traurig aus, ihr blasses, krankes Gesicht neben dem seinigen, das mit Blut bedeckt war!“

„Aber er mußte fort, und da nahm er zuletzt von mir Abschied. Ich hatte mich an den Stuhl der Mutter gelehnt. Er wollte mich an sich heraufheben. Er hatte nicht an seine zerschossenen, verbundenen Hände gedacht. Er beugte sich zu mir nieder; eine Wunde an seinem Kopfe ging dabei auf, ich fühlte, wie das warme Blut mir über das Gesicht rann. Aber ich fühlte es damals nicht; erst nachher wurde ich es gewahr. Ich weiß nur noch, wie ich ihn mit meinen Händen umschlang, wie ich ihn küßte und nicht los

lassen wollte, und wie auch er mich küßte und wie er zu mir sagte: „„Du wirst immer meine gute und brave Gertrud bleiben, und Gott wird Dich beschützen.““

„Dann konnte auch er vor Weinen nicht mehr sprechen. Ich hatte ihn so lieb, und er wußte es, und er hatte auch mich so lieb.“

„Er riß sich von mir los.“

„„Lebt wohl!““ rief er noch einmal.

„Er war aus der Thür. Wir haben ihn nicht wiedergesehen.“

Der Eisenbahnzug hielt. Wir waren schon lange in dem weitläufigen Bahnhofe der Residenz gefahren, ohne daß ich es gewahrt hätte. Ich hatte nur auf die Erzählung des Mädchens geachtet.

Wir mußten aussteigen. Alles verließ die Wagen, Alles zugleich, in Hast, in Eile. Es entstand ein Gewühl, ein Gedränge.

Ich hatte mit dem Mädchen gemeinschaftlich das Coupé verlassen.

„Wohin werden Sie gehen?“ fragte ich sie beim Aussteigen.

Ich hatte die Absicht, sie in einem Fiaker zu ihren Verwandten zu bringen.

Sie wollte mir antworten. In dem Augenblicke rief sie:

„Mein Bruder!“

Sie hatte ihre Augen in die Menge gerichtet, die sich auf dem Aussteigeplatze befand. Ich folgte der Richtung. Nur ein Gesicht fiel mir dort auf. Ich erschrak. Ich meinte, nie ein falscheres und zugleich verlebteres Spitzbubengesicht gesehen zu haben.

Das ihr Bruder? Das der Sohn des alten, braven Lohmann?

Ich wollte sie fragen. Da war sie von meiner Seite gerissen.

Ein hastig vordringender Strom von Menschen befand sich zwischen uns. Ich sah sie, aber ich konnte nicht zu ihr gelangen. Sie nahm ihren Weg nach der Gegend hin, wo ich das abschreckende Gesicht gesehen hatte. Den Menschen sah ich nicht mehr.

Der Platz war ein weiter. Ich hoffte, sie darauf wieder zu finden, wenn er nach Entfernung der meisten Menschen besser zu übersehen sei. Ich mußte überdies zu dem Wagen zweiter Classe zurück, in dem ich vorhin gesessen und meinen Mantel zurückgelassen hatte. Ich eilte dahin, ich fand den Mantel, ich kehrte nach der Stelle zurück, wo ich sie verlassen, ich folgte der Richtung, in der ich jenen Menschen gesehen hatte.

Ich entdeckte sie dort. Sie war in der Gesellschaft zweier Personen. Die Eine war der Mensch mit dem häßlichen Gesichte. Er war also doch ihr Bruder. Die Andere war eine junge Frau in der Mitte der zwanziger Jahre, eine üppige, blendende, aber freche, herausfordernde Schönheit. Sie war in Trauerkleidung, aber auch in dieser frech herausgeputzt. Ihr Anzug war der einer Dame der höheren Stände. War sie nicht gleichwohl die Schwester Gertrud's? Auch der junge Mensch, ihr Bruder, war wohl gekleidet. Und in einer großen Residenz, wie leicht erkaufen Laster und Verbrechen sich das Aeußere eines vornehmen Standes. War die Fremde die Schwester des Mädchens, war sie denn nicht jene Charlotte, die der alte Lohmann schon in ihrem vierzehnten Jahre als eben so schön wie leichtsinnig geschildert hatte? Und dann? Ein Schauder durchfuhr mich.

Ich meinte, ich müsse das Mädchen vor ihren nächsten Verwandten retten. Ich wollte zu ihnen eilen. In dem Augenblicke hielt eine Droschke bei ihnen. Der junge Mensch, der Bruder, hatte sie herangewinkt; er hob die schöne, freche Frau, dann das Mädchen hinein. Er selbst sprang nach. Die Droschke fuhr im schnellen Trabe fort.

Beim Einsteigen hatte das Mädchen sich umgesehen; sie hatte mich erblickt. Sie sprach zu ihren Begleitern; diese sahen nach mir hin. Sie hatte wahrscheinlich gebeten, auf mich zu warten. Aber der Wagen fuhr nun um so schneller davon. Die Dame an der Seite des Mädchens hatte mich mit einem höhnischen Blicke betrachtet; der junge Mann schien mit seinen falschen Augen mich durchbohren zu wollen. Hatte ich vorhin, als ich ihn zuerst sah, geglaubt, ein Spitzbubengesicht zu sehen, jetzt hatte das falscheste Mouchardgesicht mich angestarrt. Dem Galgen schien dieses, wie jenes angehören zu müssen.

Und der Mensch war wirklich der Sohn Lohmanns? Jenes stolzen, strengen, finsteren Greises, dessen Namen der Sohn stets in Ehren halten sollte, der selbst, um seinen Stolz und seine Ehre zu bewahren, fremde Unterstützung ausschlug und ein elendes Leben in Entbehrung und Hunger vorzog.

Und das freche, geputzte Weib war die Tochter des armen Greises?

Aber, und das wollte mir noch tiefer in das Herz schneiden, sie waren Bruder und Schwester des Mädchens, das mit ihnen davon gefahren war, und das unschuldige, arglose Kind war in

ihrer, in dieser Menschen Gewalt! Was hatten sie mit ihr vor? Warum hatten sie sie herkommen lassen? Gerade nach dem Tode der Mutter? Sechs Wochen vorher war der Bruder bei dem Kinde gewesen. Er hatte ihre so frisch und so wundervoll sich entwickelnde Schönheit gesehen. Welchen entsetzlichen Plan wollte er, wollte mit ihm im Bunde die Schwester ausführen? Nur ein Plan der Schlechtigkeit, des Verbrechens konnte es sein. Von Laster und Verbrechen lebten sie selbst. Ich that ihnen kein Unrecht darin. Ihr Aeußeres zeigte Wohlhabenheit, und sie hatten die Mutter im Armenhause sterben lassen!

Ein anderer Gedanke suchte zwar in mir aufzukommen. Wie, wenn die Beiden nicht die Geschwister des Kindes wären? Wenn ein paar fremde Betrüger ihre Schönheit, ihre Unschuld, ihre Arglosigkeit in die sündhafte große Stadt verlockt hätten? Aber war sie dann nicht in noch schlimmeren Händen, in einer noch größeren Gefahr?

Ich mußte sie retten, um ihrer selbst und um ihres alten Vaters willen. —

Ich mußte sofort meine Schritte thun. Ich suchte schleunig einen Gasthof auf, kleidete mich um, machte mich auf den Weg.

Ich suchte zunächst die frühere Wohnung Loh=

mann's auf. Das Haus gehörte nicht mehr den Seinigen; seine Frau war ja im Armenhause gestorben. Aber ich durfte dort am leichtesten Nachrichten über seine Kinder und deren Aufenthalt erwarten.

Es war schon dunkler Abend, als ich die Straße erreichte, die Lohmann mir in Zürich bezeichnet hatte. Ich nannte seinen Namen, ich fragte nach dem Hause, das ihm vor Jahren zugehört habe. Niemand erinnerte sich seiner, Niemand des Hauses. Vielleicht wollte man es nur nicht. Man hatte entweder den Mann des Volks, der freilich seit einem Dutzend von Jahren als Flüchtling im fremden Lande lebte, wirklich vergessen; oder man fürchtete sich, zu sagen, daß man den zum Tode verurtheilten, mit Steckbriefen verfolgten Hochverräther gekannt habe, gar ihn noch kenne, sich seiner noch erinnere.

Das ist Volkesgunst und Volkesmuth!

In einem kleinen, engen, dunklen Spezereiladen erhielt ich endlich Kunde.

Der Besitzer hatte das vollendetste, wichtigste und solideste Gewürzkrämergesicht. In Berlin sind die Hofrathsgesichter so. Er maß Syrup und wog Kaffee ab, ehrlich und gewissenhaft, und ehrlich und gewissenhaft erzählte er mir dabei:

„Der Gürtlermeister Lohmann! Ja, ja, der Name ist mir bekannt, und auch der Mann war mir seiner Zeit bekannt. Der Mann hat viel Böses angestiftet, dafür denn auch viel Unglück erdulden müssen. Er wollte sich um Regierung und Verfassung und Volk bekümmern, und wie die Dinge weiter heißen, die ein guter Unterthan allein dem Könige und der hohen Obrigkeit überlassen muß, wenn die Geschäfte gut und ordentlich gehen sollen. Da hat er denn geholfen, eine schlimme Zeit über uns zu bringen. Mein Laden ist bis auf den heutigen Tag nicht wieder zu dem Flor gekommen, den er vor der unglücklichen Revolutionszeit hatte. Dafür ist es ihm denn auch, wie gesagt, schlimm genug ergangen, ich meine den Gürtlermeister Lohmann. Er mußte in fremde Länder flüchten und da ist er denn zuletzt in so ein unglückliches Land gekommen, das keinen König und keinen Herrn und folglich auch keine von Gott eingesetzte Obrigkeit hat, wo also Jeder sein eigener Herr ist und thun und lassen kann, was ihm beliebt. Da geht denn Alles Kopf unter und Kopf über; Revolution und Rebellion, Mord und Todtschlag sind da zu Hause; kein Mensch ist seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Da hat auch er, der Lohmann, seinen ver-

dienten Lohn gefunden; er ist dem Blutdurste des Volkes geopfert worden."

Ich mußte doch den guten Mann unterbrechen, der mit einem beneidenswerthen Glauben erzählte.

„Geopfert?" fragte ich ihn verwundert.

„Lebendig geopfert," erwiederte er in seiner unerschütterlichen Ueberzeugung. „Sie haben in dem Lande alljährlich ein Fest, das sie das Schwingfest nennen. Alles Volk des Landes ist da versammelt, und Einer muß ihnen zum Opfer gebracht werden. Sie schwingen ihn so lange hin und her, bis ihm der Athem ausgeht."

„Und wie hieße das Land?"

„Die Schweiz."

„Die Schweiz?"

„Sie verwundern sich darüber, mein Herr? Aber Sie können es alle Tage in unserer Kreuzzeitung lesen, wie schrecklich es in dem Lande aussieht, wie da kein Gesetz und kein Recht ist, wie nur Gewalt und Unrecht herrscht."

„Aber ich komme aus dem Lande; ich habe zwölf Jahre dort gelebt, und ich versichere Sie —"

Der gute Mann sah jetzt mich verwundert an. Er schüttelte den Kopf. Meine Versicherungen waren hier umsonst; nur Eine vielleicht nicht.

„Lohmann lebt übrigens noch, und Niemand

in der Schweiz hat ihm etwas zu Leide gethan; er hat vielmehr jede Hilfe gefunden, die er verlangte."

Ich konnte den Mann endlich nach der Familie Lohmann's fragen. Er hatte ein neues göttliches Strafgericht.

„Diese Leute haben nach der Flucht des Mannes nur noch kurze Zeit in dieser Straße gewohnt. gegen den Mann wurde der Hochverrathsproceß erhoben. Köpfen konnte man ihn zwar nicht, weil er nicht da war. Aber für die Kosten des Processes wurde sein Haus verkauft. Da stob und flog die Familie in alle Welt. Die kränkliche Frau wurde aus Mitleid in dem städtischen Armenhause aufgenommen. Das jüngste Kind wurde zu einer Schwester der Frau in ein benachbartes Dorf gebracht, wo sie noch in einer Fabrik arbeiten soll. Der Sohn ist jetzt bei der Polizei angestellt, als Sergeant, oder wie Andere meinen, als Vigilant; ich weiß es nicht genau. Die zweite Tochter ist eine schlechte Person geworden, die mit den Gardeoffizieren und anderen vornehmen Herren verkehrt. Nur die älteste Tochter ist eine brave Frau geworden und es geht ihr gut; sie war auch immer ein solides Frauenzimmer, die mit der andern Familie nichts zu thun haben wollte."

Ich fragte den Gewürzkrämer zuerst näher nach dieser ältesten Tochter. Daß es ihr gut gehen werde, hatte auch der alte Lohmann vorhergesagt, freilich aus einem anderen Grunde: „sie hatte kein gutes Herz.“

„Sie hat einen reichen Strumpffabrikanten geheirathet und wohnt hier in der Nähe, in dem großen, schönen Hause links am Ende der Straße.“

Ich mußte mich doch wieder verwundern, ich mußte mehr.

„Die Frau eines reichen Fabrikanten läßt ihre Mutter im Armenhause sterben?“

Er zuckte die Achseln.

„Man muß zunächst für seine eigenen Kinder sorgen. Die alten Lohmann's hätten das auch thun sollen.“

Ich wollte von dem ehrlichen Gewürzkrämer nichts mehr erfahren. Ich ließ mir nur noch den Namen des Mannes der ältesten Tochter Lohmann's sagen, dann ging ich zu ihr.

Ich fand das große schöne Haus bald, in dem sie wohnten. Ich stand nach wenigen Minuten vor der reichen Frau, die ihre Mutter hatte im Armenhause sterben lassen. Sie war eine hübsche gewandte Frau. Aber der erste Blick in ihr Gesicht, in ihr Auge, zeigte mir, daß sie kein Herz hatte.

„Madame, ich komme von Ihrem Vater."

„So? Ich denke er ist todt, schon seit vielen Jahren."

„Er lebt. In Zürich."

„So?"

Ein anderes Wort hatte sie nicht, und sie zog es lang genug.

Ich mußte sie ganz kennen lernen.

„Es geht Ihrem Vater nicht zum besten."

Das kalte Gesicht zeigte doch Unruhe. Hatte sie doch ein Herz? Sie erwiederte mir nichts.

„Es geht ihm sogar schlecht," fuhr ich fort. „Mit seinen verstümmelten Händen kann er nicht arbeiten, und er ist zu stolz, um von seinen Bekannten Unterstützung anzunehmen."

Sie antwortete mir.

„Ich bedaure. Aber ich bin nicht in der Lage, ihm helfen zu können. Die Geschäfte gehen schlecht, der Handel stockt —"

Das war ihre Unruhe gewesen. Sie hatte ein Herz aber für ihr Geld.

„Ja, ja, Madame," unterbrach ich sie, darum mußte ja Ihre Mutter im Armenhause sterben, und Ihre jüngste Schwester ist hinten in einem Dorfe Fabrikarbeiterin. Erlauben Sie mir nur

eine Frage, warum Sie das Kind nicht in Ihre eigene Fabrik genommen haben?"

„Die Fabrik hier gehört meinem Manne, mein Herr."

Ich hatte doch noch eine andere Frage an sie.

„Ihre jüngste Schwester ist seit heute in der Stadt, Madame. Wissen Sie darum?"

„Nein, mein Herr."

„Ihre beiden andern Geschwister haben sie kommen lassen."

„So?"

Weiter sagte sie wieder nichts.

Ich konnte kaum meinen Zorn bemeistern.

„Madame, Ihr Bruder ist Polizeivigilant?"

„Ja, mein Herr."

„Und Ihre Schwester Charlotte treibt kein ehrliches Gewerbe!"

„Ich kümmere mich nicht um sie."

„Madame, wenn Sie eine Tochter, ein schönes, liebes Kind von siebzehn Jahren hätten, und Sie wüßten es in den Händen dieser beiden Menschen —"

„Mein Herr, ich habe keine Tochter von siebzehn Jahren."

Das Weib war selbst für meinen Zorn zu schlecht.

„Madame, können Sie mir die Wohnung Ihrer Schwester Charlotte nennen? Sie ersparen mir einen Gang zur Polizei."

„Meine Schwester wohnt —"

Sie nannte mir die Hausnummer einer der Hauptstraßen der Stadt.

Ich verließ sie, um mich gerades Weges zu dem Weibe zu begeben, in deren Händen die arme Gertrud war.

Die Kinder des Flüchtlings — ich kannte sie jetzt alle.

Armer Lohmann! Konnte ich ihm das Eine noch retten? Seinen Liebling? Das liebste und schönste Kind, das man sehen konnte? — In welcher Gefahr sie war, das erkannte ich jetzt erst recht.

Ich hatte auch die Wohnung der zweiten Tochter Lohmann's gefunden. Es war ein elegantes Haus. Den Portier unten hatte ich nach der Dame gefragt, die im zweiten Stock wohne. Daß sie diesen bewohne, hatte mir ihre Schwester gesagt. Der Mann sah mich halb zweideutig, halb verwundert an.

„Zur Frau von Bodnitz wollen Sie?"

„Zur Frau von Bodnitz?"

„Nun ja."

„Welchen Namen führte die Dame früher?“

„Sie heißt auch noch meist die schöne Charlotte Lohmann.“

„Zu ihr wollte ich.“

„Klingeln Sie nur oben an der ersten Thür rechts.“

War das schöne, freche Weib wirklich verheirathet, oder hatte sie frech den Namen einer Frau, einer adeligen Dame angenommen?

In der Verbannung hatten wir wohl davon gelesen, wie die fortschreitende Cultur der Reaction im deutschen Vaterlande auch die Mode der sogenannten Louisheirathen aufgebracht hatte, nach welcher verächtliche Geschöpfe, wie Charlotte Lohmann, um Conflicten mit der Polizei zu entgehen, sich einen Mann kaufen, der, selbst noch gemeiner als sie, mit der Heiligkeit der Ehe und mit einem geachteten, einem adeligen Namen, ihr Gewerbe und ihre Schande decken soll. War es auch hier so?“

Den Portier mochte ich nicht fragen. Sein zweideutiges Lächeln war mir längst zuwider.

Ich stieg in den zweiten Stock des Hauses. Ich klingelte an der ersten Thüre rechts.

Eine geputzte Kammerzofe öffnete mir.

„Zu wem wollen Sie?“

„Zur Frau von Bodnitz.“

„Ich bitte um Ihren Namen.“

Ich nannte meinen Namen, blos diesen.

Sie kehrte in die Wohnung zurück, verschloß die Thür und ließ mich im Gange stehen. Drinnen war Alles still.

Nach drei Minuten öffnete sich die Thür wieder. Der Bruder Gertrud's stand vor mir, aber auch der Bruder des frechen Weibes. Ich hatte beinahe erwartet, daß er dem Manne des unbekannten Namens öffnen werde. Es war mir zugleich ein Beweis, daß Gertrud hier sei, aber auch, in welcher Gefahr sich das Kind befinde.

Das falsche, abgelebte Gesicht des Polizeivigilanten hatte mich sofort wieder erkannt. Er hatte mich auf dem Bahnhofe gesehen; Gertrud selbst, die freilich meinen Namen nicht kannte, hatte mich ihm gezeigt. Er stellte sich dennoch, als kenne er mich nicht. Nur in einem Winkel seines Auges las ich die Verstellung, ein plötzliches Erschrecken, aber auch ein eben so rasches, tückisches Triumphiren.

Und ich erkannte in demselben Augenblick, daß ich schon besiegt war. Es fiel mir heiß und schwer auf das Herz. Kam mir nicht ein Zufall zu Hilfe, so war, diesen Menschen gegenüber, mit

denen ich es hier zu thun hatte, mein Zweck verfehlt, die arme Gertrud verloren. Jedenfalls mußte ich die größte Unbefangenheit zeigen.

„Wen wünschen Sie hier zu sprechen?" fragte er mich.

„Die Frau von Bodnitz, bei der ich mich habe anmelden lassen."

„Sie haben Geschäfte mit ihr?"

„Ja."

„Könnten Sie sie nicht mit mir abmachen? Ich bin der Bruder der Frau von Bodnitz."

„So hätte ich allerdings auch an Sie einen Auftrag. Darf ich bitten, mich zu Ihrer Schwester zu führen?"

„Meine Schwester hat Gesellschaft. Sollten Sie nicht sehr Dringendes zu sprechen haben —"

Er sah mich fragend an, ohne zu vollenden.

„Mein Auftrag ist ein dringender," sagte ich.

Ich hatte erwartet, er werde mich wenigstens einladen, in die Wohnung einzutreten; mehr wollte ich vor der Hand nicht. Er stand noch immer mit mir im Gange. Ich hatte mich verrechnet.

Er lächelte höhnisch.

„Ah, Sie kommen aus Zürich?"

„Ja."

„Sie haben Aufträge von unserem Vater?"

„So ist es.“

„So freue ich mich, Sie jeder ferneren Mühe überheben zu können. Meine jüngste Schwester, die das Vergnügen hatte, eine Strecke weit mit Ihnen zu reisen, hat uns bereits von Allem in Kenntniß gesetzt, was Sie uns von unserem guten Vater mitzutheilen haben. Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe und Ihre Nachrichten, und wir werden noch heute unter einander für die Mittel sorgen, unserem armen Vater seine traurige Existenz in der Verbannung so viel als möglich zu erleichtern.“

Da war ich abgefertigt. Der Schurke sah mich mit einer Miene an, die mir vornehm sagen sollte, daß ich entlassen sei, aber gemein frech aussprach, daß ich gehen könne.

Nur eine rasche Entschlossenheit konnte mir noch zu Hilfe kommen.

„Ihre jüngste Schwester ist hier im Hause?“ fragte ich ihm.

Er besann sich einen Augenblick.

„Ja,“ sagte er dann herausfordernd.

„Ich wünschte sie zu sprechen.“

„Ich bedaure.“

„Ich habe im Namen Ihres Vaters mit ihr zu sprechen.“

„Der Vater ist ein Verbannter. Ich vertrete seine Stelle bei meiner Schwester.“

„Sind Sie auch der Herr dieses Hauses?“

„Das nicht —“

„So bitte ich, mir den Eingang nicht ferner zu wehren.“

Ich hatte schon kurzen Prozeß mit dem, in manchem schlechten Dienste ausgemergelten Burschen gemacht. Ehe er sich besinnen konnte, war er auf die Seite geschoben. Ich trat in die Flur der Wohnung.

Er hatte sich indeß ebenfalls schnell gefaßt. Er sprang an mir vorüber, auf eine Thür zu. Er riß sie hastig aber leise auf.

„Bodnitz!“ rief er durch die Oeffnung, aber mit gedämpfter Stimme.

Ein hagerer Mann trat schnell in die Flur. Er war schon ältlich, hatte graues Haar. Sein Gesicht hatte aristokratische Züge; aber nie hatte ich ein aristokratisches Gesicht gesehen, auf das sich mehr der Stempel der Gemeinheit gedrückt hatte. Er war der adelige Gemahl des Weibes, in deren Wohnung ich mich befand, der Gehilfe und Deckmantel für ihre Laster, ihre Schande, auch der Helfershelfer jetzt für das Verderben der armen Gertrud.

Der Bruder, sein Schwager hatte ihm rasch einen bezeichnenden Blick zugeworfen.

„Gut!“ winkte ihm der gemeine Blick des adeligen Herren zurück.

Der Vigilant eilte aus dem Hause. Wohin? Ich brauchte mich nicht zu fragen; er war ja Polizeivigilant.

Der Gemahl des frechen Weibes maß mich vornehm.

„Mein Herr, Sie wissen wohl nicht, bei wem Sie hier gewaltsam eingedrungen sind. Ich bin der Baron von Bodnitz.“

Er hatte mir durch die paar Worte vollständig das Bedenkliche meiner Lage gezeigt. Ich hatte sogar gegen die Gesetze gefehlt, mich strafbar gemacht, wenn ich durch ferneres Bleiben das Hausrecht noch weiter verletzte, und der Vigilant konnte in wenigen Augenblicken mit wirklichen Polizeibeamten zurück sein. Ich hatte vielleicht kaum noch fünf Minuten Zeit.

Ich konnte jetzt nur noch Eins erreichen: der arglosen Gertrud irgend eine Warnung vor der Gefahr, vor dem, was man in diesem Hause nur mit ihr vorhaben könne, zukommen zu lassen. Der Vigilant hatte vorhin leise die Thür geöffnet, er hatte mit gedämpfter Stimme gesprochen. Auch

dieser Baron Bodnitz hatte seine Stimme nicht erhoben. Es mußte sich Jemand in der Nähe befinden, der mich nicht hören durfte. Wie, wenn Gertrud selbst es war?

Auf die geräumige Flur gingen mehrere Thüren. Durch eine vernahm ich die Stimmen von Sprechenden, männliche und weibliche. Ich horchte hin. Ich erkannte keine, namentlich nicht die Gertrud's. Aber ich hörte Lachen, das mir roh vorkam, dann Klirren von Gläsern. Es war der eigenthümliche Ton der Champagnergläser.

„Mein Herr," antwortete ich dem Baron, und ich sprach laut, als wenn ich es mit einem Stocktauben zu thun hätte, „mein Herr, ich weiß sehr wohl, in welchem Hause ich hier bin. Und gerade darum, weil ich das weiß, bin ich hier."

„Und was wollen Sie hier?" fragte er hochmüthig.

„Sie sind doch," fragte ich zurück, „der Gemahl einer — einer Dame, die früher Charlotte Lohmann genannt wurde?"

„Mein Herr, was hätten sie danach zu fragen?"

„Ich hätte mit der Dame ein paar Worte zu sprechen."

„Ich vertrete meine Frau hier —"

Was ich erwartet hatte, geschah.

Die Thür nebenan wurde geöffnet. Mein lautes Sprechen war gehört; auch der Baron von Bodnitz hatte unwillkürlich lauter gesprochen.

Aber nicht die, die ich erwartet hatte, erschien in der Thür, nicht Gertrud Lohmann, nicht die Frau vom Hause.

Ein Offizier mit vom Weine geröthetem Gesichte blickte neugierig durch die nur halb geöffnete Thür. Indeß auch er war mir für den Augenblick genug.

„Mein Herr,“ rief ich ihm zu, „als Offizier sind Sie ein Mann von Ehre —“

Ich hatte mich wieder geirrt.

Als er das Wort Ehre hörte, war er schnell aus der Thür verschwunden. Freilich hier war er in ehrenhafter Weise nicht.

Aber ich hatte dennoch meinen Zweck, meinen nächsten Zweck erreicht.

„Mein Gott, was war das?“ hörte ich in dem Zimmer rufen.

Es war die erschrockene Stimme der armen Gertrud.

„Gertrud!“ rief ich, „kommen Sie zu mir, zu dem Freunde Ihres Vaters, zu Ihrem Freunde. Sie sind hier in einem schlechten Hause. Ich bringe Sie zu Ihrem Dorfe zurück.“

Es war ein Tumult in dem Zimmer entstanden. Ich hörte das Kind noch einmal laut aufschreien. Dann war die Thür zugeschlagen. Ich wollte hinspringen, sie wieder aufreißen.

Ich wurde gehindert, nicht durch den erbärmlichen Baron, den ich mit einem Finger umgestoßen hätte.

Mehrere Menschen waren rasch die Treppe heraufgeflogen. Sie erschienen in der Flur, an ihrer Spitze der Polizeivigilant. Es waren Polizeibeamte, die er führte.

„Hier!“ rief er ihnen zu. Er hatte auf mich gezeigt.

Ich wurde von den Beamten umringt.

„Im Namen des Gesetzes!“

„Was geschieht nicht Alles im Namen des Gesetzes! Aber man muß sich ihm unterwerfen. Darum geschieht ja eben so Vieles in seinem Namen. Man muß sich ihm, der Gewalt unterwerfen, bis —“

Doch das könnte revolutionär klingen, und ein soeben Amnestirter hüte sich zu allererst vor Allem, was revolutionär klingt.

Ein Amnestirter?

„Wer sind Sie, mein Herr?“

Ich nannte meinen Namen.

„Ihren Paß!"

„Ich habe ihn sofort nach meiner Ankunft abgeben müssen. Er muß auf der Polizei liegen."

„Ihre Aufenthaltskarte denn, die Sie dafür erhalten haben."

„Ich habe noch keine erhalten. Ich kam erst gegen Abend an."

„Ohne Paß? Ohne Aufenthaltskarte?"

„Sie sehen, es ist nicht meine Schuld."

„Es wäre also wohl Schuld der Polizei, daß Sie ohne alle Legitimation ausgehen, gar in fremde Häuser dringen?"

„In meinem Gasthofe werde ich mich legitimiren können."

„So? Aber was fällt mir da ein? Sie sind als Hochverräther steckbrieflich verfolgt."

„Ich bin amnestirt."

„Wir kennen hier keine Amnestie."

„Leider!"

„Wie, mein Herr, Sie wollen auch noch unsere Staatseinrichtungen verspotten? Sie sind verhaftet."

Ich war verhaftet. Ich mußte mich wiederum unterwerfen, dem Gesetze, der Polizei, der —

Man nahm mich in die Mitte. Ich wurde abgeführt.

Der Polizeivigilant lachte höhnisch hinter mir her.

Der Baron Bodnitz, sein sauberer Schwager, hatte sich schon gleich nach der Ankunft der Polizeibeamten in das Zimmer begeben, aus dem ich vorher den Ruf der armen Gertrud vernommen hatte. Es war seitdem still darin geblieben. Die Nachricht, daß die Polizei da sei, einen Hochverräther, vielleicht auch einen Betrüger und Dieb dazu, der frech in die Häuser dringe, zu verhaften, hatte auch wohl das unerfahrene Kind mit Schrecken erfüllt.

Und was sollte nun aus dem unschuldigen, unerfahrenen Kinde werden?

„Zum Polizeigefängnisse!“ befahl der erste der Polizeibeamten seinen Kameraden, als wir aus dem Hause traten.

Da sah ich in dem ungewissen Scheine der Straßenlaterne einen Menschen an mir vorübereilen, bei dessen Anblick mir das Blut in den Adern erstarren wollte.

„Lohmann!“ rief ich entsetzt.

Ich hatte seine lange, hagere Gestalt, sein schneeweißes Haar, sein finsteres, stolzes, verhungertes Gesicht, seinen alten braunen Rock gesehen.

Ich hätte darauf geschworen, daß ich das Alles gesehen hatte.

„Lohmann!"

Ich wollte ihm nacheilen.

„Vorwärts!" wurde mir befohlen.

Ich mußte dem Gesetze der Gewalt gehorchen.

Ich wurde zur Polizei geführt.

„Ich verlange sofort vernommen zu werden," erklärte ich dort.

„Sie haben nichts zu verlangen," wurde mir erklärt. Es ist elf Uhr Nachts. Die Bureaux sind geschlossen. Morgen wird man Sie verhören."

Man brachte mich in eine Gefängnißzelle. Die Thüre wurde hinter mir verschlossen.

Lohmann! Gertrud! Ich hatte keine anderen Namen, keine anderen Gedanken. Um mich war ich ohne Sorge. Mochten sie auch in diesem Lande keine Amnestie kennen und nie eine kennen lernen wollen, ich mußte am andern Morgen wieder in Freiheit gesetzt werden. Aber der Greis, das Kind! Der Flüchtling, sein liebstes Kind!

Wie war er hierher gekommen? Was wollte er hier? Was hatte ihn dennoch in das Zuchthaus, für den Rest seines Lebens in das schreckliche Zuchthaus treiben können?

Und hatte er es gerettet? Hatte er wenig-

stens einen reichen Preis für das dunkle, lebenslängliche Gefängniß gewonnen? Aber wie war es überhaupt möglich, daß er hier war? Mußte ich mich nicht geirrt haben?"

Es war eine entsetzliche und eine entsetzlich lange Nacht, die ich verbrachte.

Am andern Morgen um neun Uhr wurde ich aus meiner Haft befreit. Ich wurde zu einem Beamten des Polizeiamts geführt. „Zum Verhör!" hatte man mir am gestrigen Abend gesagt. Aber ich wurde nicht verhört. Der Beamte erklärte mir trocken, meine Verhaftung beruhe allerdings auf einem Mißverständnisse, da die Regierung meines Landes wirklich eine Amnestie erlassen habe. Auf meiner Seite sei indeß der größere Theil der Schuld, indem ich nicht nur ohne Legitimation mich habe betreffen lassen, sondern auch auf unanständige Weise die nächtliche Ruhe der Residenz gestört habe. Aus diesem Grunde werde mir auch hiermit der Befehl ertheilt, in der nächsten Stunde die Hauptstadt zu verlassen.

Damit wurde mir zugleich mein, bereits zur Weiterreise visirter Paß eingehändigt, und ich war entlassen.

Aber ich hatte nach zwölfjähriger Abwesenheit

Deutschland wiedergesehen, und ich hatte genug, wahrlich mehr als genug in dem armen Vaterlande wiedergesehen.

„Visiren Sie mir den Paß nach der Schweiz zurück," sagte ich.

„Wie Sie wollen."

Und ich fühlte mich freier und leichter, als der Beamte mir das Visa nach der Schweiz gegeben hatte, nach dem Herde der Revolution und Rebellion und des Todtschlages, wie die Gewürzkrämer und Hofräthe und Kreuzzeitungen versicherten.

Ich kehrte zu meinem Gasthofe zurück, um mich zur sofortigen Reise fertig zu machen.

Ich hätte mich gern vorher noch einmal nach der armen Gertrud erkundigt, und ob ich wirklich gestern Abend ihren Vater gesehen hatte. Aber ich bemerkte, wie ein Polizeibeamter mir auf dem Fuße folgte, auch ich hatte kein Verlangen, noch einmal mit der Polizei in Berührung zu kommen.

Und doch!

Im Gasthof erzählten sie sich eine grausige und traurige Geschichte, die in der vergangenen Nacht sich ereignet hatte. An einem Hause in der *Straße, das viel von der jeunesse dorée der Residenz besucht werde, aber sonst nicht

in dem besten Rufe stehe, sei an einem Polizeivigilanten ein Mord verübt worden. Ueber den Thäter, der Veranlassung und dem Umfange des Verbrechens schwebe ein völliges Dunkel.

Heute früh, als die ersten Leute durch die Straße gegangen, habe man die Leiche unten an der Treppe des Hauses gefunden. Sie sei schon ganz kalt gewesen. Der Mord sei vermittelst eines Dolches oder scharfen, spitzen Messers verübt. Der Tod müsse augenblicklich eingetreten sein; der Stich sei fast mitten durch das Herz gegangen.

Mehr wußte man nicht.

Die Straße, die man nannte, war die, in welcher Charlotte Lohmann, die Frau von Bodnitz wohnte.

War in ihrer Wohnung der Mord verübt? War der Ermordete ihr Bruder? Und wer war der Mörder? Ich hatte spät am Abend den alten Lohmann dort gesehen, den Vater des Ermordeten. Aber hatte ich ihn gesehen?

Ich wollte doch zu dem Hause hin.

Aber der Polizeimann, der mir gefolgt war, stand vor der Thür des Gasthofes, als ich hinaustreten wollte. Er vertrat mir den Weg.

„Mein Herr, ich habe den Befehl, Sie nur zum Bahnhofe gehen zu lassen."

Ich mußte umkehren. Ich mußte mit dem ersten Zuge der Eisenbahn abreisen, nach der Schweiz zurück.

Ich fuhr ohne Aufenthalt bis Zürich. Ich mußte über den alten Lohmann Gewißheit haben.

Ich kam in Zürich an. Mein erster Gang war zu einem Bekannten, der, wenn Einer, mir Nachricht über ihn geben konnte. Er konnte es.

Lohmann war am Tage nach meiner Abreise verschwunden gewesen. Von dem deutschen Hilfsverein hatte er sich vorher hundert Franken erbeten. Zu einer nothwendigen Reise hatte er gesagt. Man hatte dem braven Manne gern das Geld gegeben, auch ungeachtet man eine sonderbare Aufregung an ihm wahrgenommen hatte. Heute früh, wenige Stunden vor mir, war er zurückgekommen. Sein Geist war zerstört gewesen. Die Leute, bei denen er wohnte, hatten in ihrer Angst zu dem Bekannten geschickt, bei dem ich mich erkundigte.

„Ich habe ihn in das Irrenspital gebracht, ich komme von ihm," schloß dieser.

„Spricht er in seinem Irrsinn?" fragte ich.

„Kein Wort."

Ich wußte Alles.

Seitdem in meinem Lande eine Amnestie er=

theilt, ihm aber sein Vaterland verschlossen geblieben war, hatten die Berge der Schweiz ihn erdrücken wollen. Da hatte er von meiner Reise in die Heimath erfahren. Es hatte ihn gedrängt, Kunde von den Seinigen zu erhalten, von denen er in zwölf Jahren nichts gehört hatte. Als er mich darum bat, war die Erinnerung an sie lebendiger geworden. Die Erinnerung hatte die Sehnsucht nach ihnen lebendiger geweckt. Diese war schnell zu einer Macht in ihm geworden, der er nicht mehr hatte widerstehen können. Er mußte sein Weib und seine Kinder wiedersehen, vor allen seine arme Frau, die so viel durch und für ihn gelitten, und seine Gertrud, das liebste seiner Kinder. Er mußte sie oder ihre Gräber sehen. Er war am Tage nach mir von Zürich abgereist; er hätte mich einholen können, da ich mich einen Tag unterwegs aufgehalten hatte; vielleicht waren wir, ohne von einander zu wissen, in dem nämlichen Zuge gefahren und gleichzeitig in der Residenz angelangt.

Wie leicht hätte er dort, gar in seinem früheren eigenen Hause, dasselbe erfahren können, was man mir über die Seinigen mitgetheilt hatte!

Was sich dann zugetragen hatte? Der redliche finstere, stolze Mann fand seine Tochter als eine

verworfene Person, seinen Sohn als ihren und der Polizei gemeinen Diener wieder. Konnte er es ertragen? Das Feld der weiteren Combinationen war ein unendliches, in dem Alles nebelartig durcheinander verschwamm, eben weil jede Thatsache mangelte. —

Der Unglückliche war nach drei Tagen todt, ohne daß er — zu seinem Glücke — das Licht des Geistes wiedererhalten hatte.

Als wir ihn begraben hatten, zog es mich doch wieder nach Deutschland zurück, aber nur um nach der armen Gertrud zu sehen, und um vielleicht noch Einiges über den Tod ihres Bruders zu erfahren.

Ich brauchte glücklicher Weise nicht bis zu der Residenz zu reisen. Ich stieg in dem Fabrikendorfe aus, in dem ich das Kind vor acht Tagen zuerst gesehen hatte. Ich wollte mich dort bei ihrem Verlobten nach ihr erkundigen.

Ich kam gegen Abend an, wie vor acht Tagen. Ich ging an der blühenden Hecke vorbei, hinter der sie damals von dem Geliebten Abschied genommen hatte. Ich ging auf die großen Fabrikgebäude zu, die dort lagen. Ich brauchte nicht lange zu warten, bis die Arbeitsstunden in den Fabriken zu Ende waren. Die Arbeiter kamen

aus all den langen, hohen Häusern, um nach der sauren Arbeit sich zur Ruhe zu begeben: Männer, Frauen, Burschen, Mädchen, Greise, Kinder. In den Fabriken kann man sie Alle gebrauchen, verbrauchen.

Aus einem Hause trat der, den ich erwartet hatte, der Verlobte Gertrud's. Er kam mit ruhigem Gesichte heraus. Mein Herz klopfte weniger unruhig. Er blieb stehen. Er wandte sich nach einem der andern Fabrikgebäude um. Er sah sehnsüchtig, mit glücklicher Sehnsucht hin. Meine Augen folgten den seinigen sehnsüchtiger.

Und sie kam aus dem Hause, nach dem wir beide blickten, das schönste, das liebste Kind, das man sehen konnte, im unscheinbaren, dunklen Kleide der Fabrikarbeiterin, aber hell und glücklich strahlend in ihrer Unschuld und ihrer Liebe. So eilte sie auf den Geliebten zu.

Er ging glücklich der Glücklichen entgegen.

Sie hatten mich nicht gesehen.

Sollte ich mich ihnen zeigen?

Sollte ich ihr Glück stören?

Ich konnte es nicht. Ueber das Kind wußte ich, was ich wissen wollte, daß sie rein und glücklich geblieben war. Wie sie gerettet war? Ihr Vater mußte sie gerettet haben. Auf alles andere

verzichtete ich gern, wenn ich es nicht anders als auf Kosten einer auch nur augenblicklichen Störung ihres Glückes erfahren konnte.

Ich entzog mich den Blicken der beiden Glücklichen. Ich wanderte denselben Abend noch zu Fuß in ein benachbartes Dorf. Von da kehrte ich am andern Morgen nach der Schweiz zurück.

In einigen Monaten erst werde ich dem Kinde brieflich den Tod ihres armen Vaters melden, ohne die näheren Umstände.

Das ist es, was mir, dem Schreiber dieser Zeilen, mein Freund, dem diese Geschichte passirt ist, von den Kindern des Flüchtlings erzählt hat. Er wußte nicht mehr, und auch ich habe daher nicht mehr erzählen können.

Mehr könnten wir freilich Beide noch erzählen, recht Vieles von den armen Flüchtlingen in der Fremde, die von ihren Regierungen draußen gehaßt und von ihren Freunden daheim vergessen werden. Aber eben deshalb, wozu erzählen?

Und unser Vaterland lieben wir dennoch, und mehr als jene, und die Zeit wird kommen, daß man uns nicht möchte gehaßt und vergessen haben.

Aber Eins muß ich doch noch hinzufügen.

Nach dem Tode des alten Lohmann erfuhren wir, wodurch der Greis seinen Unterhalt verdient hatte. Er hatte mit seinen verstümmelten Händen in einer Seidenfabrik das Spulrad gedreht. Er hatte täglich fünfunddreißig Centimes verdient.

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.